

Nr. 89

3/07

INHALT

INFORMATIONEN

für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

„Treue in guten
und bösen Tagen“ -
Jahresthema 07/08

100 Jahre Alfred Delp -
Canisius-Kolleg erinnert an einen
großen Jesuiten

Zwischen „nie gehört“ und
„nicht mehr wegzudenken“ –
25 Jahre Pastoralreferent/innen

Kindesmisshandlung und
Vernachlässigung



Erzbistum Berlin

Dezernat Seelsorge

des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin

Samstag 10. November 2007, 13.30 - 18.00 Uhr

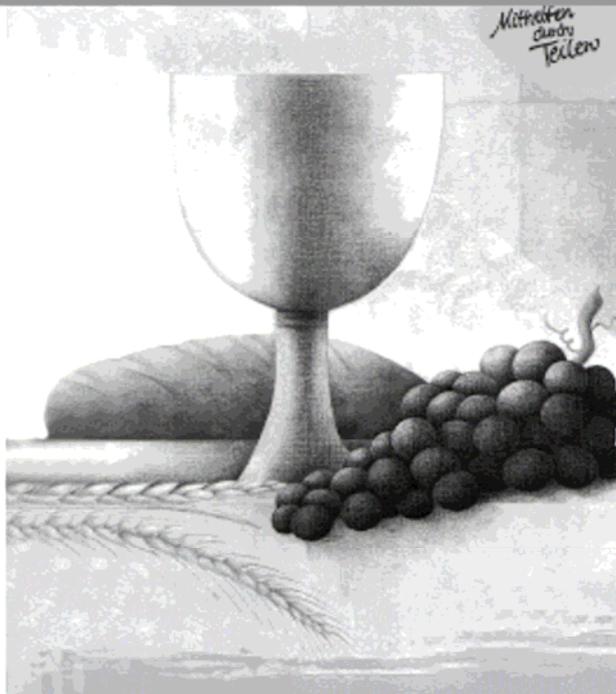


Familien den Tag mit Erstkommunion Kindern

Programmübersicht

- 14.00 Uhr** Ein Musical zu Mose
Kinderchor der Heilig-Geist-Gemeinde
- 14.45 Uhr** Warum Familienrituale wichtig sind
Prof. Dr. Albert Biesinger
- 15.15 Uhr** Kreative Wege der Erstkommunionvorbereitung
Vorführungen der Kommunionkinder, Begegnungen,
Kerzenwerkstatt, Brotbacken, Hostienbäckerei,
Blumengestaltung
- 17.00 Uhr** Familiengottesdienst
mit Georg Kardinal Sterzinsky

Veranstalter: Erzbischöfliches Ordinariat / Referat Katechese,
Postfach 04 04 06, 10062 Berlin / Tel.: 030/32684-526
E-Mail: kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de



St. Ludwig | 10719 Berlin-Wilmersdorf | Ludwigkirchplatz 10

INHALT

„TREUE IN GUTEN UND BÖSEN TAGEN“

Dr. Stefan Dybowski > Zum pastoralen Jahresthema 2007/2008	3
Hermann Fränkert-Fechter > „Die Treue sagt: Lass nicht los.“	4
Prof. Andreas Lob-Hüdepohl > Die Ehe – eine Lebensform mit Zukunft	5
Frank-Peter Bitter > Ein Segen für die Liebe	8
Jutta Blümel > Mit Ehepaaren im Gespräch	12
Helmut Jansen > Was denken Jugendliche über Ehe u. Treue?	15
Ute Eberl > Die Sache mit der Religion	19
Gabriele Witt-Urbatzka > Eheberatung als Dienst kath. Seelsorge	23

100 JAHRE ALFRED DELP SJ

Bernhard Knorn SJ > Mit Projekten erinnert das Canisius-Kolleg an einen großen Jesuiten in Berlin	25
--	----

PASTORALREFERENT/INNEN

Zwischen „nie gehört“ und „nicht mehr wegzudenken“. 25 Jahre Pastoralreferent/innen im Erzbistum Berlin	28
--	----

KINDESMISSHANDLUNG

Burkhard Roß > Vernachlässigung und sexuelle Gewalt an Kindern	41
Frauke Homann > Sexuelle Gewalt an Mädchen und Jungen und ihre Auswirkungen	44
Merkblatt: Wenn dir etwas komisch vorkommt ...	50

HINWEISE UND IMPULSE	55
-----------------------------	----

Ich verspreche dir die Treue in guten und bösen Tagen

Pastorales Jahresthema 2007/2008

Seit langer Zeit arbeiten wir im Erzbistum Berlin mit einem pastoralen Jahresthema. Dieses Jahresthema soll wie ein Leitfaden die Gemeinden durch das Jahr begleiten und Anregungen für Verkündigung und Predigt sowie sonstige Veranstaltungen geben.

Selten aber war ein Jahresthema so spezifisch formuliert wie in diesem Jahr. Das Thema ist der Trauungsliturgie entnommen, und die meisten – ob verheiratet oder nicht - erkennen sofort, worum es sich bei diesem Thema handelt: um das Sakrament der Ehe.

Anregung für dieses Jahresthema kam von der Deutschen Bischofskonferenz, die das Thema Ehe und Familie in den kommenden 3 Jahren zum Leitthema der Familiensonntage gemacht hat. Dahinter steht einerseits natürlich die große Bedeutung, die die Kirche diesem Sakrament zumisst. In gleicher Weise aber steht auch die Sorge dahinter, dass genau dieser Wert des Ehesakramentes von vielen Christen nicht mehr gesehen wird. Warum heiraten? Es geht ja auch so?

Das Jahresthema möchte daher zuallererst den Wert des Ehesakramentes wieder neu ins Bewusstsein rücken. Dies kann in Mut machender Form geschehen für alle, die sich mit dem Gedanken tragen, eine Ehe zu schließen und damit eine Familie zu gründen. Dies soll vor allem aber auch die vielen stärken, die seit vielen Jahren in der ehelichen Gemeinschaft leben und diesem Versprechen, das sie gegeben haben, auch treu bleiben.

Natürlich soll ein solches Jahresthema aber nicht für eine bestimmte Gruppe unserer Gemeinden gelten, sondern möglichst alle ansprechen. So verbergen sich hinter diesem Jahresthema zwei grundsätzliche theologische Aussagen. Da ist zum einen die Aussage über Gott, der mit den Menschen einen Bund geschlossen hat und diesem Versprechen auch treu bleibt. Gottes Treue steht über allem menschlichen Versagen und aller Schwäche. Zum anderen wird damit auch die Dynamik des menschlichen Alltags aufgezeigt, in dem der Mensch sich immer wieder neu mit Höhen und Tiefen, mit Gelingen und Versagen auseinandersetzen muss.

Schließlich ist uns auch bewusst, dass ein solches Jahresthema nicht immer auf offene Ohren und Herzen stoßen wird. Zu häufig haben Menschen vor dem Traualtar dieses Versprechen abgelegt (sicher auch in fester Absicht und bestem Vertrauen), und mussten miterleben, dass die Ehe zerbrochen ist. Für diese Menschen wird dieses Jahresthema schmerzliche Erinnerungen wachrufen. Gerade hier aber möchten wir durch das Jahresthema bewusst machen, dass Gott seinen Bund nicht gekündigt hat, damals beim Volk Israel nicht, und auch heute nicht, auch wenn wir das Versprechen nicht gehalten haben. Hier hat die Kirche auch eine wichtige Aufgabe, diesen Menschen beizustehen.

Das Schöne an diesem Jahresthema ist der Bundesgedanke. In dem Bund Gottes mit uns Menschen liegt eine wunderbare Zusage. Gerade in unserer modernen Zeit, in der uns Menschen viel abverlangt wird, ist jeder willkommen und wertvoll, der eine verlässliche Zusage macht – und dann auch dazu steht – in guten und in bösen Tagen.

Dompropst Stefan Dybowski

„Die Treue sagt: Lass nicht los.“

von Hermann Fränkert-Fechter

Zu dem neuen pastoralen Jahresthema „*Treue in guten und bösen Tagen*“ ist mir ein Satz unseres Kaplans aus dem Münsterländischen eingefallen, den er uns Jugendlichen als kleine Lebensweisheit mit auf den Weg gegeben hat. Er sagte: „*Man lernt einen Menschen kennen, wenn man mit ihm ein Geschäft abschließen will, einen Streit auszufechten hat oder eine Sauftour unternimmt*“.

Höflichkeit und gutes Benehmen sind im Umgang miteinander von unschätzbarem Wert, aber was einem Menschen wirklich wichtig ist, erfährt man erst in Grenzsituationen, wenn der schöne Schein nichts mehr zu verdecken vermag. Treue muss sich in Krisenzeiten bewähren, wenn es hart auf hart kommt. Die Bibel drückt es drastisch aus: „*Auf einen treulosen Menschen ist am Tag der Not ebensoviel Verlass, wie auf einen zerbrochenen Zahn und einen wankenden Fuß*“ (nach Sprüche 25,19).

Sicherlich gilt der Satz von Bertolt Brecht: „*Wer A sagt, muss nicht B sagen. Er kann auch erkennen, dass A falsch war.*“ Es gibt durchaus die Treue zur falschen Sache und es kann besonderen Mut erfordern, sich davon zu trennen.

Die Heilige Schrift spricht uns davon, wie Gott, um Erlösung zu schaffen, ein Volk beruft; wie Er mit diesem einen Bund schließt, der ganz auf Seiner ewigen Treue ruht, und wie aus ihr – die sich immer wieder gegen die Untreue des Menschen „bewährt“ – die Geschichte des Alten Testaments erwächst. Wie schließlich Gottes Treue das Unfassliche vollbringt, selbst die Verantwortung für die Schuld des Menschen auf sich zu nehmen, durch die Menschwerdung in die Geschichte einzutreten und aus ihr Schicksal zu empfangen. Das Leben Jesu ist eine einzige Treue. Von Gott her kommt die Treue in die Welt. Wir können treu nur sein, weil Er es ist, und weil Er uns, seine Ebenbilder, ihr zugeordnet hat.

Romano Guardini

Und doch wissen wir, dass Treue für das Zusammenleben der Menschen unverzichtbar ist. Treue drückt durch die Zeiten und Situationen hindurch die Verlässlichkeit eines Menschen gegenüber einem anderen, einer Gemeinschaft oder einer Idee aus. Ihre Basis ist das gegenseitige Vertrauen. Die Tugend Treue verlangt vom Einzelnen, sich nicht nach dem gerade Nützlichen und Interessanten auszurichten, sondern auch in schwierigen Zeiten seiner Überzeugung „treu“ zu bleiben.

In unserem Erzbistum leben viele Menschen, die zu DDR-Zeiten auf ein Studium und eine Karriere verzichten mussten, nur weil sie sich zu ihrem katholischen Glauben bekannt haben. In diesen Tagen denken wir des 100. Geburtstages von Alfred Delp SJ, der hingerichtet wurde, weil er über eine Gesellschaftsform jenseits der nationalsozialistischen Ideologie nachgedacht hat. Das Gegenteil solcher Menschen sind die „Wendehälse“, die sich immer sehr schnell anpassen zu ihrem eigenen Nutzen.

„*Die Treue sagt: Lass nicht los*“ – so Romano Guardini. „*Sie ist die Festigkeit, die daraus erwächst, dass der Mensch etwas in seine Verantwortung genommen hat und nun dazu steht.*“¹

Hermann Fränkert-Fechter

¹ Romano Guardini, Tugenden, Würzburg 1987, S. 70

Die Ehe – eine Lebensform mit Zukunft

Sakramentale Ehe – ein Lebensstil zuversichtlicher Weggemeinschaft

von Prof. Andreas Lob-Hüdepohl

Die sakramentale Ehe ist in der Krise. Selbst bei zivilen Eheschließungen zwischen zwei katholischen Partnern treten noch nicht einmal die Hälfte von ihnen nach dem Standesamt vor den Traualtar – obwohl allein schon das Äußere der Trauliturgie jeder Hochzeit eine normalerweise begehrte feierliche Rahmung verspricht. Die Gründe für diese Krise sind vielfältig. Vermutlich ist aber besonders der Sinngehalt, den das Sakramentale der Ehe für die entlastende Orientierung dieses Lebensprojekts bereithält, durch negative Assoziationen verdeckt. Dies ist bedauerlich, denn Sakramente insgesamt wollen ja einer Lebensform keinen Stempel aufdrücken, um sie zu fixieren oder fest zu legen. Sie wollen stattdessen Handlungsspielräume eröffnen, zur Gestaltung ermutigen, Lebensstile prägen; kurz: Leben bewegen und glücken lassen.

„Alltägliche Sakramentalität“ christlichen Handelns

Sakramente sind „Zeichen und Werkzeuge“, in denen die rettend-heilende Wirklichkeit Gottes für den Menschen in symbolisch verdichteter Form erfahrbar wird. Diese Erfahrung spiegelt keinen denkerischen Akt des Für-Wahr-Haltens, sondern sie bewährt und bewahrheitet sich im alltäglichen Leben, dort, wo sich Menschen das unbedingte Ja

Gottes wechselseitig in ihrem Handeln mitteilen. Das Ja Gottes ist ohne Wenn und Aber, ein Ja vor aller Leistung und trotz aller Schuld. Es gibt verschiedene Weisen, sich einander diese Erfahrung des unbedingten Erwünscht- und Anerkanntseins zuzuspielen: Menschen verschwistern ihr Lachen und ihre Lebensfreude zum gemeinsamen Lebensglück. Sie machen in der Bewältigung beschwerlicher Lebenslagen und Lebensabschnitte „gemeinsame Sache“, üben sich also in Solidarität. Sie engagieren sich im Ringen um gemeinsam geteilte Entscheidungen und in konstruktiver Kritik am Anderen und dokumentieren damit ihr aufrichtiges Interesse aneinander. Sie müssen die Verletzungen des Anderen nicht erst gesühnt wissen, um sich mit der Zärtlichkeit des vergebenden Blicks Neuanfänge zu gewähren usw. Wo Menschen in ihrer Lebensführung so zum Zeichen und Werkzeug für die heilsam befreiende Gegenwart Gottes werden, ist man der „alltäglichen Sakramentalität“ christlichen Handelns, ja der geschichtlichen Realität christlicher Erlösung insgesamt auf der Spur.

Zuversicht als Grundhaltung

Diese „alltägliche Sakramentalität“ christlichen Handelns entfaltet seine Lebensdienlichkeit nicht allein, aber doch besonders im Lebensprojekt einer

Ehe – gerade in der heutigen Zeit. Zwar wird die Ehe nach wie vor durch die Leitplanken ihres institutionellen Rahmens geschützt. Doch sie hat sich längst zu einer ausgreifenden Lebens- und Liebesgemeinschaft entwickelt, deren Ansprüche auf Freiwilligkeit, auf Verbindlichkeit, auf Intimität, auf Gleichberechtigung, auf die wertschätzende Anerkennung und das einvernehmliche Koordinieren unterschiedlicher Wünsche und Lebensplanungen usw. beträchtlich aufgeladen sind; Ansprüche, die über die verdreifachte Zeitspanne hinweg, die heutige Ehen gegenüber früheren Zeiten im Durchschnitt bestehen, keinesfalls geringer werden. Mit Blick auf diese enormen Ansprüche ist es nicht unerheblich, auf welchen Zuspruch das Wagnis einer solchen Lebensgemeinschaft vertrauen will und vertrauen kann.

Hier zeigt sich der handlungsmotivierende und handlungsorientierende Sinn des Sakramentalen einer Ehe: sich einem anderen anvertrauen zu können, ohne sich vollends erschöpfen und sich als Lebensquell des gemeinsamen Glücks immer neu erfinden zu müssen; die Kraft aufzubringen, in neue und ungewisse Lebensabschnitte aufzubrechen; dieses und vieles Weitere kann auf eine Wirklichkeit bauen, die - „Gott sei Dank“ - nicht in des Menschen Hand

ist, sondern „lediglich“ in diesen Handlungsformen und Lebensfiguren einander mitgeteilt wird. Natürlich bleiben diese befreienden Handlungsformen und Lebensfiguren immer fragmentarisch. Überdies bedeutet der Zuspruch Gottes, auf den die Eheleute vertrauen können, keine Sicherheit auf Gelingen und Glücken ihres Lebensprojekts. Aber er vermittelt zumindest die *Zuversicht*, dass das Wagnis eines gemeinsamen Aufbruchs nicht scheitern, sondern glücken wird.

Eheleute haben das heilende Handeln Gottes nicht als zukünftiges Versprechen vor Augen, das sie erwirken und sich verdienen müssten, sondern als Widerfahrnis je schon im Rücken, auf das sie setzen und bauen dürfen. Die sakramentliche Feier der Trauung steht aus guten Gründen am Anfang ihrer Weggemeinschaft und nicht an ihrem Ende. Sie eröffnet in symbolisch verdichteter Weise den „Sich-Trauenden“ die Möglichkeit eines Lebensstils, in dem das Sakramentale ihres Lebensprojekts je neu wird und geschieht.

Bindungsreiche Freiheit

Ein erstes Element dieses Lebensstils ist *bindungsreiche Freiheit*. Freiheit zeigt sich zunächst im bewussten Ja zur Aufgabe, das eigene Leben zu führen und zu gestalten, Subjekt also der eigenen Lebensgeschichte und in diesem Sinne unverwechselbar zu werden. Freiheit heißt, als absolut einmalige Person wirklich unverwechselbar selbst und als dieses *Individuum ineffabile* respektiert zu werden.

Die unaustauschbare Freiheit dieser absolut einmaligen Person weiß aber zugleich, dass die Verwirklichung ihrer authentischen Lebenspläne gerade erst im Reichtum ihrer Beziehungen zu anderen Personen Realität wird und Ges-

Die bindungsreiche Freiheit kann sich loslassen in den Aufbruch eines gemeinsamen Lebensweges ...

talt annimmt. Und sie weiß, dass bestimmte Beziehungen deshalb gerade nicht beliebig zur Disposition stehen können, sondern aus dem wechselseitigen Vertrauen auf Verlässlichkeit, auf Unbedingtheit und auf Endgültigkeit leben. Diese bindungsreiche Freiheit kann sich dann loslassen in den Aufbruch eines gemeinsamen Lebensweges, ja in das Lebensgeschick des Anderen hinein. Sie versteht das Bild liebender Hingabe nicht als Aufforderung zur Selbstaufgabe oder gar Unterwerfung, sondern als das Anvertrauen an den anderen Partner; ein Anvertrauen, das das eigene Schicksal der gemeinsam zu meisternden Lebensgestaltung überantwortet. Bindungsreiche Freiheit weiß sich befreit aus der Gefangenschaft, die ein ängstlich um sich besorgtes Ich dazu nötigt, sich ständig selbst behaupten zu müssen, indem es vom anderen Besitz zu ergreifen sucht. Bindungsreiche Freiheit schätzt die Liebe und beachtet deshalb das Bilder- und Wortverbot: Sie folgt dem faszinierenden Sog des anderen gerade in seinen Unentdecktheiten

und Neuigkeiten, ohne ihn jemals vollends zu entdecken. Sie hält sich frei von allen Versuchungen, den anderen in einem Idealbild zu fixieren und ihm alle Abweichungen wegzuziehen. Bindungsreiche Freiheit ist schließlich ein Lebensprojekt, dessen Gemeinsamkeit keine Einsamkeit zu zweit begründet, sondern sich immer neu auf andere, auf neue Bindungen und Verantwortlichkeiten hin entgrenzt. Diese Entgrenzung nimmt besonders Gestalt an, wenn Eheleute eine neue Familie gründen. Sie kommt aber auch an dieser, oftmals

... keine Einsamkeit zu zweit, sondern sich immer neu auf andere, auf neue Bindungen und Verantwortlichkeiten hin entgrenzen.

schon weitgefassten Grenze nicht zum Stillstand. Sie weitet sich aus auf den Beziehungsreichtum größerer Gemeinschaften, in denen Ehe und Familien je schon stehen und bestehen können: auf Verwandtschaften, Freundschaften und Nachbarschaften ebenso wie auf kirchliche Gemeinschaften und die Gesellschaft insgesamt.

Ernsthafte Gelassenheit

Ein zweites lebensstilbildendes Element ist die ernsthafte Gelassenheit. Ernsthaft ist eine Gelassenheit, wenn die Eheleute empfindsam sind für ihren Schmerz und ihre Not, wenn Wegabschnitte missglücken, Handlungsspielräume verloren gehen oder ganze Lebenspläne scheitern. Ihre Ernsthaftigkeit

zeigt sich sensibel für jene Versehrbarkeiten und Verletzlichkeiten, die fast schon zwangsläufig im Dickicht geschlechtshierarchischer Rollenzuweisungen mit ihren Selbstbehauptungen Abwertungen und Enttäuschungen entstehen. Ernsthaftigkeit übergeht nicht achtlos die Anzeichen von Ohnmacht und Überforderung, die sich in der Biographie eines Jeden als lähmende Verzagtigkeiten oder verzweifelte Dünnhäutigkeiten einstellen können. Ernsthafte *Gelassenheit* begegnet solchen und ähnlichen Krisenphasen einer Weggemein-

Ernsthafte Gelassenheit ist zuversichtlich, dass die Gegenwart nicht die letzte Gelegenheit für das Gelingen eines Lebensprojekts ist.

schaft, indem sie behutsam nach Lösungsmöglichkeiten und Auswegen sucht; in dem sie darauf baut, dass zur Bewältigung auch äußerst prekärer Lebenslagen Veränderungspotenziale aktiviert werden können. Bei alledem ist sie zuversichtlich, dass die Gegenwart nicht die letzte Gelegenheit für das Gelingen und Glücken eines gefährdeten Lebensprojekts ist, sondern auch auf Zeit setzen darf. Auf Zeit zu setzen ist alles andere als ein billiger, ja zynischer Trost, der nur auf bessere Zeiten vertröstet und damit die berechnete Klage über das Misserfolge, das Enttäuschende und das Gescheiterte verstummen lässt. Der Trost, den eine ernsthafte Gelassenheit spenden kann, leistet vielmehr aufmunternden Beistand in den Brüchen menschlicher Lebensgeschichten, die sich nicht sel-

ten als die notwendigen Geburtswehen neuer glückender ebenschnitte erweisen.

Wertschätzung des Imperfekten

Ein drittes Lebensstilelement ist die *Wertschätzung des Imperfekten*. Dies mag irritieren, denn das Fragmentarische bindungsreicher Freiheiten oder der Verlust ernsthafter Gelassenheit birgt nicht nur Lebensrisiken, sondern die entscheidende Triebfeder für ein entschiedenes Engagement, das sich nicht abfinden will mit den schmerzhaften Unzulänglichkeiten innerhalb einer Ehe. Doch eine Wertschätzung des Imperfekten hat etwas anderes im Auge. Das *Imperfekte* steht ja nicht nur für das Unzulängliche und Unterentwickelte, sondern auch für das Unabgeschlossene und Entwicklungs-offene. Die Wertschätzung des Imperfekten setzt auf die Bewegungen und Veränderungen, die sich im Spannungsbogen jeder Lebensgeschichte ereignen können. Sie will einfach die Lebensgeschichten der Beteiligten offen halten. Sie wendet sich gegen eine Verblüffungsfestigkeit, die mit neuen und unvermuteten Entwicklungen des Lebens nicht mehr rechnet. Sie wendet sich aber ebenso gegen einen zwanghaften Machbarkeitsanspruch, der die Lebensgeschichte eines Ehepaars nach Maß verplanen und jedes wichtige Lebensereignis generalstabsmäßig inszenieren will – etwa auch den Kinderwunsch: zwischen dem achtunddreißigsten und vierzigsten Lebensjahr, dann, wenn nur noch die Karriereplanung der Frau beschädigt werden kann. Die Wertschätzung des

Imperfekten stellt die Gretchenfrage: Gewähren wir einer Ehe nur unsere vorausberechnende Prognose oder geben wir ihr die Chance auf eine unentdeckte und unverplante Zukunft?

Gestützt durch die Gemeinde

Die meisten Frauen und Männer treten vor den Traualtar, weil sie die Weggemeinschaft ihrer Ehe ausdrücklich und erkennbar in das besondere Kraftfeld Gottes stellen wollen – in der Hoffnung, sowohl in den Hochzeiten als auch in den Tiefpunkten ihres gemeinsamen Lebensweges Inspiration und Zuversicht schöpfen zu können. Für diesen Schritt ist die Gottesdienstgemeinschaft unverzichtbar, und zwar über die sakramentliche Feier der Trauung hinaus. Denn sie bezeugt ja nicht nur das öffentlich vernehmbare Ja der Eheleute zu ihrem Lebensentschluss. Die zur Trauungsfeier versammelte Gemeinde bezeugt auch umgekehrt mit ihrem mehrfach wiederholten *Amen* die Gegenwart Gottes genau für diesen Lebensweg; eine heilsame Gegenwart, die im Alltag des Lebens durch die ermutigende Präsenz anderer den Eheleuten zum Segen werden will. Die Weggemeinschaft der Ehe möchte nicht nur für andere fruchtbar sein, sondern lebt auch selbst aus der Begleitung und Unterstützung anderer Menschen und (kirchlicher) Gemeinschaften. Wo die Zuversicht auf solche Bestärkungen fehlt, werden sich Frauen und Männer auf diese sakramental eröffnete Weggemeinschaft nur zögerlich ein- und trauen lassen.

„Ein Segen für die Liebe“

Erster Segensgottesdienst für Paare
am Valentinstag 2007
in St. Joseph in Berlin-Mitte

INSPIRATION UND TAT

Erste Begegnungen mit der Idee, Menschen „niederschwellig“ durch offene Werbung mit Kirche in Berührung zu bringen, hatte ich durch Angebote, die das Dompfarramt Erfurt mit seinem damaligen Dompfarrer und jetzigem Weihbischof Dr. Hauke machte. Inspiriert durch das Seelsorgeamt und das Arbeitsheft „Weil Liebe uns beflügelt... Segensgottesdienste am Valentinstag“ von der Arbeitsgemeinschaft für katholische Familienbildung(AKF) habe ich mich entschlossen, einen Segensgottesdienst für Paare am Valentinstag in St. Joseph / Wedding zu initiieren. Zusätzlich finde ich es reizvoll, kommerzialisierte kirchliche Gedenktage, wie z.B. das „Hochfest der Blumengeschäfte“, den Gedenktag des hl. Valentin, für den kirchlichen Raum „zurück zu erobern“.

Wichtig dabei ist mir, nicht gegen Blumengeschäfte zu agitieren, sondern in Kooperation mit ihnen auf diesen Gottesdienst hinzuweisen. Durch diese Zusammenarbeit erreiche ich Menschen durch die „Blume“ - vor allem aber Menschen, die Kirche nur von außen kennen.

Weiterhin bekommt dieser Valentinstag für den einen oder anderen eine neue „alte“ Bedeutung: „Menschen, die in einer Liebesbeziehung stehen, können sich unter den Segen Gottes stellen und sich dadurch aufgehoben und gestärkt wissen. Die Liebe erhält einen Verbündeten – Gott.“

VOR DER TAT – GEMEINSAM WAGEN

Es war nicht ganz einfach, Menschen aus der Gemeinde für dieses eher ungewöhnliche „Gottesdienstprojekt“ zur Mitarbeit zu begeistern. Es fanden sich aber doch interessierte Gemeindemitglieder verstärkt durch hauptamtliche Kräfte zu einem Erstgespräch mit Ute Eberl vom Seelsorgeamt. Als Thema für unsere gottesdienstliche Feier einigten wir uns auf: „Ein Segen für die Liebe – Segensgottesdienst für Paare am Valentinstag.“

Da mir bekannt war, dass noch zwei weitere Gemeinden einen Segensgottesdienst am Valentinstag anbieten wollten, warb ich dafür, ein gemeinsames Plakat und Flyer mit einem gemeinsamen Motiv

Was kann Segen für ein Paar bedeuten?

Vor allem ist es die Einladung zum gemeinsamen Innehalten.

Beide unterbrechen ihren Alltag und kehren ein in eine Sphäre, die keine neuen Ansprüche stellt, sondern einen Raum ermöglicht, in dem zwei Menschen gemeinsam ihre Erfahrungen machen.*



und grafischer Gestaltung auf den Weg zu bringen. Das würde Kosten sparen und einen Wiedererkennungswert in der Stadt erzeugen. Selbstverständlich sollten Ort und Zeit den jeweiligen Gemeinden angepasst sein.

Hilfreich zur Vorbereitung des Gottesdienstes für das „Valentinstag-Team“ war der Perspektivwechsel. So versuchten wir uns in die Lage eines Paares zu versetzen, das - z.B. durch Werbeflyer für unseren Gottesdienst im Blumengeschäft - den Weg in die Kirche zum Gottesdienst gefunden hat.

Ergebnis unserer Überlegungen: wir wollen einen Wortgottesdienst feiern, zu dem die Menschen herzlich willkommen sind, in dem man sich angenommen und aufgehoben fühlt ohne vereinnahmt zu werden, aus dem man gestärkt durch den Segen Gottes zurück in den Alltag geht.

Wichtig war uns aber auch, dass Gesang, Gebet, das Wort Gottes in der HI Schrift und der Segen integraler Bestandteil dieses Gottesdienstes sein sollten: Gottesdienst als Wiedererkennungswert und nicht als eine Aneinanderreihung von Kurzgeschichten mit eingebauter Meditation.

Außerdem sollten Hauptamtliche wie Gemeindemitglieder in der Liturgie vorkommen. Die Leitung oblag dem Priester, der durch mich als Moderierenden bzw. Erklärenden der einzelnen Gottesdienstelemente unterstützt wurde.

Durch die Auswahl der Musik und der Texte sollte dieser Gottesdienst einen „zärtlichen“ Charakter bekommen. Durch das persönliche Zeugnis zweier „Liebespaare“ der Gemeinde St. Joseph sollte Authentizität in Leben und Glaube vermittelt werden. Das war aus meiner Sicht der schwierigste Teil der Vorbereitung, der ein hohes Maß an geistlicher Begleitung bei der Vorbereitung durch die Hauptamtlichen abverlangte. Hier war P. Rohrmayer, der Leiter des Gottesdienstes, eine große Hilfe. So wurde in den Vorbereitungssitzungen deutlich, dass bei aller Organisation das eigene Nachdenken über Liebe, Partnerschaft und Glaube einen großen Raum einnahm. So wurde dieser Segensgottesdienst ein echtes Herzensanliegen auch für das „Valentinstag-Team“. Hoffen und Bangen, ob Menschen den Weg in unsere Kirche finden, lagen dicht bei einander.

GOTTESDIENSTABLAUF

<i>Gottesdienstelement</i>	<i>Bemerkung</i>	<i>Wer?</i>
Musik zur Einstimmung	10 Minuten vor Beginn, ruhige Orgelmusik	Organist
	Priester und Moderator sitzen auf ihren Plätzen im vorderen Teil des Altarraumes sichtbar für alle auf ihren Plätzen	Priester, Moderator
Begrüßung	„Willkommensgruß“ und kurze Erklärungen zum Gottesdienst	Moderator
Geistliche Einführung in den Segensgottesdienst	Was bedeutet Segen? Valentinstag! Was hat das mit mir/uns und Gott zu tun?	Priester
Bibeltext: „Das hohe Lied der Liebe“ 1Kor 12,31 ff.	Kurzführung zum Schrifttext Mit Orgelmusik leise unterlegt	Moderator Gemeindereferent
Musik zum Nachdenken	Orgelmusik klingt nach und begleitet meditativ die Besinnung über das Gehörte Schriftwort	Organist
Liebesgeschichte von Ehepaar Fiedler	Kurzvorstellung des Paares in Dialogform	Moderator Ehepaar Fiedler
Lied: „Ubi caritas“ (Gesang aus Taizé)		Organist
Liebesgeschichte von Rita	Kurzvorstellung des Paares	Moderator

Plickert und Christoph Andrzejak	in Dialogform	R. Plickert u. Ch. Andrzejak
Fürbitten	vorher Kurzerklärung zur „Kerzenaktion“ (auf den Altarstufen liegt ein rotes Seil in Herzform aus) Gottesdienstteilnehmer werden eingeladen nach den vorformulierten Bitten ihre Herzensanliegen symbolisch durch ein Teelicht in das „große Herz Gottes hineinzulegen	Moderator u. Lektor
Überleitung u. Einstimmung zum Vater Unser	„Vater Unser“ ist im „Programmheft zum Gottesdienst abgedruckt	Moderator
Allgemeiner Segen		Priester
Einladung zum persönlichen u. individuellen Segen und Begegnung im Pfarrsaal	Paare treten an den Altar und werden vom Priester gesegnete (wird durch Orgelmusik untermalt)	Moderator
Individueller Segen	(wird durch Orgelmusik untermalt)	Priester
Möglichkeit zur Begegnung und Gespräch bei Brot und Wein im Pfarrsaal		Organist

*Nicht, dass es keine Wolken gibt, nicht, dass jeden Tag die Sonne scheint, nicht,
dass uns niemals etwas weh tut, nicht, dass wir niemals traurig sind; nein,
das alles wünsche ich uns nicht.*

*Mein Wunsch ist: dass wir die Erinnerung bewahren an jeden schönen Tag,
dass wir mutig sind,*

*wenn Schwierigkeiten kommen, dass wir nicht aufgeben,
wenn es keinen Ausweg zu geben scheint,*

*dass wir immer Freunde haben, denen wir vertrauen können,
dass wir immer Menschen finden,*

*die uns helfen, wenn wir Hilfe brauchen, dass jede Gabe, die Gott uns schenkt,
in uns weiter wächst, dass wir immer Kraft haben andere froh zu machen
und dass zu jeder Zeit,*

ob wir froh oder traurig sind, Gott mit uns ist und wir in Gottes Nähe bleiben.

*So segne uns der gute Gott,
der Vater, der Sohn und Heilige Geist.
Amen.*

„DURCH DIE BLUME GESAGT“ UND ANDERE MÖGLICHKEITEN DER ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Wie schon erwähnt gab es eine Kooperation zwischen den Gemeinden St. Dominikus in Neukölln, St. Marien in Spandau und St. Joseph im Wedding. Die drei Kirchengemeinden schlossen sich bei Gestaltung, Layout und Druck für Werbepлакate und Werbepostkarten zusammen. Durch die hohe Auflage im Druck wurden Kosten minimiert und gleichzeitig ein Wiedererkennungswert des Gottesdienstes „Ein Segen für die Liebe“ für die Stadt erzielt. Dieses wiederum erleichterte die Pressearbeit in Printmedien, Funk und Fernsehen. Das Medienecho war überraschend gut. Beigetragen hat sicherlich das gemeinsame Auftreten dieser drei Gemeinden. Die Plakate und Werbepostkarten wurden persönlich durch das „Valentinstag -Team“ in Blumengeschäften, bei Juwelieren, Friseurgeschäften, Cafés, Kaufhäusern, Betrieben (z.B. Schering) verteilt.

Dieses Werben war Information und Glaubenszeugnis in einem. Den Glauben auf der „Straße“ zu bekennen war eine echte Bereicherung. Natürlich wurden auch die Gemeinden im Dekanat-Mitte und darüber hinaus mit Informationsmaterial versorgt. Unterstützt wurde die Medien- und Öffentlichkeitsarbeit durch die Pressestelle des Erzbistums Berlin. Herr Förner stand mit Rat und Tat zur Seite und das Medieninteresse tat sein Übriges.

Und: quer über dem Kirchenportal von St. Joseph - also gut sichtbar in der Müllerstrasse – haben wir ein großes, wetterfestes Transparent angebracht:

**„Ein Segen für die Liebe.
Segensgottesdienst für Paare,
14. Februar 19.00 Uhr“.**

Was macht einen Segen so wertvoll, gerade heute? Vielleicht ist es das Bewusstsein, dass im Segen etwas geschieht, ohne dass der Mensch selber etwas vollbringen und leisten muss. Wer Segen empfängt, darf darauf vertrauen, dass Kräfte wirken, die menschlicher Machbarkeit entzogen sind. Gerade moderne Menschen haben heute wieder einen Zugang zu diesen Kräften. Sie spüren, welche große Überforderung es darstellt, stets allein auf sich selbst gestellt zu sein – quasi als letzte Instanz in allen Fragen und Risiken, rastlos im Fluss der Ereignisse des Lebens.*

Segen kommt vom lateinischen „benedicere“, was soviel heißt wie „Gutes sagen“. Allen Paaren ist zu wünschen, dass ihre Partnerschaft wesentlich davon geprägt ist, einander Gutes zu sagen. Im Segen wird aus dem Sagen noch etwas mehr: Es ist eine Erfahrung der Nähe und Liebe Gottes. Zum ersten Segensgottesdienst für Paare am Valentinstag kamen ca. 30 Paare in die St. Josephskirche. Der Gottesdienst wurde in einer sehr gesammelten Atmosphäre gefeiert. Jeder der Gottesdienstteilnehmer legte mit dem äußeren Zeichen einer Kerze sein persönliches Herzensanliegen vor Gott. Im Anschluss an den Gottesdienst fanden sich immerhin noch ca. 25 Menschen im Pfarrsaal ein, um bei einem Glas Wein ins Gespräch zu kommen. Der O-Ton einer Gottesdienstteilnehmerin aus Tempelhof: „Dieser Gottesdienst tat uns sehr gut – beim nächsten Mal bringen wir unsere Freunde mit.“ - Oder beim nächsten Mal findet ein Segensgottesdienst für Paare am Valentinstag in Tempelhof statt.

*Frank-Peter Bitter,
Pastoralreferent im Dekanat Mitte*

* aus: „Weil Liebe uns beflügelt ... Segensgottesdienste am Valentinstag.“ Hg.: AKF Bonn e.V. 2006

Die Arbeitshilfe „Weil Liebe uns beflügelt Segensgottesdienste am Valentinstag“ erhalten Sie im Dezernat II – Seelsorge Erwachsenenpastoral, Tel. (030) 326 84 – 530/534.

Mit Ehepaaren im Gespräch

Ein Abend in der KSG Berlin

In der Katholischen Studierendengemeinde Edith Stein war das Wintersemester mit dem Thema „Lebenslinien“ überschrieben. An sieben Gemeindeabenden haben wir es aufgegriffen. Das Thema des letzten Abends stand unter der Überschrift: **„Ein Leben lang parallel – Mit Ehepaaren im Gespräch“**.

Und sah konkret so aus:

- 19.00 Uhr Gottesdienst zum Thema „Lebenslinien“
 Predigttext Gen 16, 1-11 Abraham, Sarah und Hagar
- 20.15 – 20.25 Uhr Begrüßung
- 20.25 – 20.45 Uhr Gespräch in Tischgruppen

Auf jedem Tisch lag eine der folgenden Aussagekarten:

- Wenn man einmal ja gesagt hat, muss man auch dazu stehen
- Man darf sich selbst nicht so wichtig nehmen
- Toleranz, Respekt vor dem anderen, Vertrauen das sind die Säulen
- Eine gute Partnerschaft ist ein hartes Stück Arbeit

Aufgabe war es, sich über diesen Satz auszutauschen und auf das Thema einzustimmen.

Eigentlich hätten wir den ganzen Abend so weiter reden können. Die drei Ehepaare, die wir zu diesem Gesprächsabend eingeladen haben, klinkten sich mühelos in die Runden der Studierenden ein, nicht als Experten, die auf alles eine Antwort hatten, sondern als immer wieder neu fragende und suchende Gesprächspartner, die diesen (Ehe-) Weg schon ein Stück gegangen sind.

- 20.45 – 21.05 Uhr Vorstellung der 3 Ehepaare
- Ehepaar A 52 Jahre verheiratet katholisch/ katholisch
 - Ehepaar B 33 Jahre verheiratet katholisch / evangelisch
 - Ehepaar C 7 Jahre verheiratet katholisch / katholisch

Die Ehepaare waren gebeten worden, einen typischen Gegenstand mitzubringen, der eine besondere Bedeutung in ihrer Partnerschaft spielt z.B. einen Ring, ein Bild oder einen Alltagsgegenstand.

Bei unseren Gemeindeabenden herrscht manchmal ein Unruhe verbreitendes Kommen und Gehen. An diesem Abend war es ganz anders. Jede/r hörte intensiv zu, als die Ehepaare ihre Geschichten, wie sie sich kennen lernten, erzählten (katholische Jugend und Gemeindefeste waren die Hochzeitsmärkte schlechthin!) und die Gegenstände, die sie mitgebracht hatten, vorstellten: die Hochzeitskerze, die an jedem 2. des Monats angezündet wird in Erinnerung an die Hochzeit. „Dieser Abend gehört nach Möglichkeit nur uns“. Nicht der große, einmalige Hochzeitstag im Jahr, nein die monatliche Vergewisserung und Feier der gegenseitigen Liebe. Die Wippe mit den zwei Männchen, von denen immer einer oben und einer unten ist. „Wir müssen unser Verhältnis immer wieder neu ausbalancieren, nichts bleibt für immer.“

Die Uhr und der Kalender als die Gegenstände, die vieles bestimmen im Alltag, die anzeigen, wann was getan werden muss, wann die Kinder „übergeben werden müssen an wen“, wann freie Zeiten in Aussicht sind und wann es besonders eng wird.

21.05 – 21.20 Uhr Fragen an die Ehepaare: Konkretisierung

- Was ist das Geheimnis ihrer Partnerschaft, wie haben Sie es geschafft, „so lange“ zusammen zu sein
- Können Sie von Ihrer größten Krise erzählen und wie Sie sie bewältigt haben?
- Welche Rolle spielen Religion und Gott in Ihrer Partnerschaft

In dieser Runde ging es wirklich an das Eingemachte, an die Krisen wie den Herzinfarkt und die damit verbundene Unmöglichkeit mit dem Partner darüber zu sprechen, Arbeitslosigkeit und das Selbstwertgefühl, das dauerhaft in den Keller gerutscht ist, die berufliche Krise, die zur persönlichen, Ehe- und Familienkrise zu werden drohte, berufliche Überlastung und mangelnde Zeit für die Familie, kurz: oft das Gefühl, nicht genug präsent zu sein.

Bei einigen der Studentinnen und Studenten lief der Film der eigenen Herkunftsfamilie ab. Sie stellten sich die Frage, was wohl die eigenen Eltern geantwortet hätten. Einige entdeckten Parallelen in ihren eigenen Beziehungen. Andere wurden an Krisengespräche mit befreundeten Pärchen erinnert. Irgendwie nahmen viele die Maschen auf und strickten ihr eigenes Muster weiter. Ein Ehepaar meinte, richtige Krisen hätten sie nicht erlebt. Konflikte, dicke Luft und Schwierigkeiten bleiben nicht aus, aber Krisen sind was anderes. Das war ein erfrischender Einwand für mich: vielleicht sind wir, bin ich zu schnell mit dem Wort „Krise“ zur Hand?

Und Gott und seine Rolle? Im Tischgebet und beim Abendgebet mit den kleinen Kindern wird er ausdrücklich ins Wort gehoben. Gottesdienstbesuch und religiöse Feste gehören wie selbstverständlich zum Leben dazu. Aber eigentlich ist es das tiefe Vertrauen, dass seine Hand schützend über der Familie ist, dass ER da ist, egal, was passiert.

Bei einem der Paare wurde die Rolle von Religion und Gott unterschiedlich bewertet. Wichtig war für sie, dass keiner den anderen einschnürt oder ihm etwas überstülpt. Der evangelische Partner geht in die katholischen Gottesdienste, fühlt sich wohl in der Gemeinde und engagiert sich auch dort.



21.20 – 21.50 Uhr Rückfragen und Diskussion

21.50 – 21.55 Uhr Botschaft der Ehepaare

„Was würden Sie jungen Menschen in oder vor einer Partnerschaft mit auf den Weg geben?“ fragte ich die Paare.

„Die Liebe ist etwas so Kostbares, man muss sich immer wieder neu darum bemühen...“

„Ich hatte mir das leichter vorgestellt, ich dachte, nach der Hochzeit läuft das einfach so...“

„Auch wenn eine Frau arbeiten geht, kann eine Ehe gelingen und die Kinder gut geraten....“

„Miteinander reden – nicht erst, wenn die Suppe angebrannt ist....“

21.55 – 22.00 Uhr Schlusswort und Dank der Moderatorin

Eine Freilandrose und eine Flasche Wein als Dankeschön und für den nächsten gemeinsamen Abend ...

Fazit: Ich war sehr froh, dass ich drei Ehepaare gefunden habe, die über sich und ihre Ehe in dieser öffentlichen Form gesprochen haben und sich der Diskussion stellten. Alle drei haben den Ablauf des Abends natürlich vorher bekommen und sich mit den Fragen und Aufgaben auseinandergesetzt. Sie meinten, das hätten sie in dieser Form lange nicht gemacht... das wäre ein großer persönlicher Gewinn für sie gewesen. Die ca. 30 jungen Erwachsenen hörten sehr konzentriert und interessiert zu, sie waren berührt von der Offenheit der Gäste, die teilweise ihre Eltern oder auch Großeltern hätten sein können.

„Lebenslinien“ – wie werden wohl meine persönlichen Lebenslinien weiter laufen? Diese Frage stand im Raum. Es herrschte eine dichte Atmosphäre, weil jeder spürte, hier geht es um existenzielle Themen wie Vertrauen, Verlässlichkeit, Krisen durchstehen, Liebe, Verzeihen. Hier geht es um mich.

*Jutta Blümel
Pastoralreferentin
in der KSG Edith Stein, Berlin*

Was denken Jugendliche über Ehe und Treue?

Pastorale Herausforderungen angesichts postmoderner Veränderungen

von Helmut Jansen

*"Ehe? Na, das hat noch eine Weile Zeit. Treue ist für mich viel aktueller und lebensnaher."
(Ulrike, 16)*

Warum möchten wir eigentlich wissen, was und wie Jugendliche über Ehe und Treue denken? Wollen wir Jugendliche schlicht besser verstehen, suchen wir eine weitere Bestätigung unserer bisherigen Wahrnehmung oder leiten uns ganz andere Interessen? Diese Rückfrage sei erlaubt, denn geht man der obigen Frage nach, ist es ratsam, sich nicht vorschnell mit pauschalen und einfachen Antworten abzufinden. Auch der eher analytische Blick auf die soziologischen Entwicklungen kann deutlich machen, dass das pastorale Interesse primär ein besseres Verstehen Jugendlicher zum Ziel haben muss und dieses sich letztlich nur im unmittelbaren Dialog ereignen kann.

1. Soziologische Beobachtungen

a) Die gesellschaftliche Dynamik der Individualisierung

In der Nachkriegszeit hat sich der gesellschaftliche Wandel zunehmend beschleunigt. Wir leben in der Postmoderne, d.h. die „großen Erzählungen“ von einst haben de facto keine Allgemeingültigkeit mehr. Es lassen sich keine vereinheitlichenden oder legitimierenden Fakten mehr erkennen, auf die objektiv zurückgegriffen werden kann. Infolge dessen finden sich Menschen heute in einer bisher nie da gewesenen Multioptionalität wieder: „Nichts ist unmöglich“ und „Das kann ich auch!“ sind die entsprechenden Slogans der Werbebranche.

Mit der neuen großen Freiheit geht allerdings auch die Notwendigkeit einher, sein Leben selbst zu entwerfen und als ein gelungenes zu rechtfertigen. Wenngleich die Postmoderne als ein gesamtgesellschaftliches Phänomen betrachtet werden muss, betrifft sie doch in besonderem Maße die Jugendlichen. Denn diese erfahren sich in einem „Cross-Over“ von Moden und Ideologien bereits unter ihresgleichen, so dass selbst die ehemals mögliche Abgrenzung gegenüber der Elterngeneration keine normgebende Jugendidentität mehr vermitteln kann. Dieser Prozess wird als Destandardisierung bezeichnet. Es gibt keine „Normalbiografien“ mehr, sondern nur noch Wahlbiografien. Jugendliche sind heute gezwungenermaßen „Coolhunters“ in eigener Sache: Sie suchen ihren Weg, lavieren sich durchs Leben, warten auf Gelegenheiten, um zuzugreifen („Generation Praktikum“).

Es wird deutlich, dass die Individualisierung keineswegs eine vom Individuum intendierte ist! Mit U. Beck ist entgegen mancher Missverständnisse bezüglich des Individualisierungsbegriffs darauf hinzuweisen, dass es sich hier um eine gesellschaftliche Dynamik handelt, die nicht vom Individuum gesteuert wird, sondern vielmehr mit ihm geschieht. Die Individualisierungsthese ist deshalb klar von der Wertewandelthese zu trennen: Der Wertewandel stellt eine *Folge* sozioökonomischer Entwicklungen dar, der ein Streben nach Identitätsbildung und Sinnstiftung für das Individuum notwendig gemacht hat.

Auch in Bezug auf die Ehe, die einst einen zentralen Bestandteil der meisten Normalbiografien ausgemacht hat, zeigt sich ein *gesellschaftlicher* Plausibilitätsschwund, der nun *individuell* eingeholt werden muss!

b) Familie und Treue als bedeutsame Werte

„Ich beneide jeden, der ein perfektes Elternhaus hat“ (Simon, 17)



Das Eheverständnis steht bei Jugendlichen in unmittelbarer Abhängigkeit zur erfahrenen Familienwirklichkeit. Und gerade die familiäre Situation hat sich während der letzten drei Generationen wesentlich verändert: Heute bestehen Familien oft nur noch aus zwei Personen: einem Elternteil und einem Kind. Dennoch wird die Familie von Jugendlichen weiterhin – ja sogar zunehmend – als außerordentlich bedeutsam und wertvoll bezeichnet.

So können sich auch nur 6% der Jugendlichen ein Leben ohne eigene Kinder vorstellen, wenngleich sie ihr persönliches Glück nicht von der *Erfüllung* des Kinderwunsches abhängig machen. Der Kinderwunsch zeigt sich abhängig von der sozialen Herkunft: Jugendliche aus unteren sozialen Schichten wünschen sich seltener Kinder als Jugendliche aus oberen sozialen Schichten – bei gegenläufiger Tendenz in den tatsächlichen Geburten. Der stärkste Kinderwunsch findet sich allerdings durchgehend bei Jugendlichen, die ein sehr gutes Auskommen mit ihren Eltern haben.

Die Einstellung zur Treue lässt sich am Partnerschaftsverhalten ablesen: Der Anteil fester Beziehungen bei Jugendlichen nimmt mit deren Alter zu (22% der 15 bis 17-Jährigen, 45% der 18 bis 21-Jährigen und 61% der 22 bis 25-Jährigen befinden sich in einer festen Partnerschaft). Gleichzeitig verfügen Jugendliche immer früher über sexuelle Erfahrungen.

Moralischen Vorstellungen zu Treue und Verantwortung messen Jugendliche eine hohe Bedeutung zu: Für 81% der Jugendlichen ist Treue „in“. Allerdings erscheint Jugendlichen die Heirat nicht als eine geeignete Form, wenn nur 39% diese als „in“ bezeichnen. Die Shell-Jugendstudie fasst zusammen: „Es ergibt sich also ein gemischtes Bild: Familie ist als eine unverrückbare Größe in den Lebensvorstellungen der Jugendlichen verankert und hat für die heutigen Jugendlichen eine hohe Bedeutung... Die Ergebnisse bieten wenig Grund, eine vermeintlich nachlassende Familienorientierung der jungen Generation festzustellen ... Die Heirat ist nicht gerade im Zentrum der jugendlichen Sehnsüchte. Sie gilt als sehr verbindlich und wird mit gehöriger Zurückhaltung bewertet.“

2. Zwischenüberlegungen

„Ich finde die Ehe ist eine sehr romantische Vorstellung, aber in unseren Zeiten hat sie nicht mehr so einen hohen Stellenwert.“ (Verena, 22)

Zumindest das Thema Treue genießt einen hohen Stellenwert bei Jugendlichen. Das Versprechen „ewiger Liebe“ ist zwar gezeichnet von einem medial stark affektiv aufgeladenen Bild von Partnerschaft. Es drückt aber ebenso die urmenschliche Sehnsucht nach unbedingter und

gelingender Liebe aus. Eine Sehnsucht, die oft im Kontrast zu den eigenen Trennungserfahrungen und derer der Eltern steht.

Anders sieht es bei der jugendlichen Bewertung der Ehe aus. Die Ehe – einst Bestandteil nahezu jeder Normalbiografie – ist nicht mehr per se plausibel. Insbesondere die eigenen, familiären Erfahrungen Jugendlicher und die allgemein bekannt hohe Scheidungsrate stellen eine Eheschließung zunehmend in Frage. Die Ehe scheint für Jugendliche nicht mehr „passend“ und wirkt wie ein gesellschaftliches Rudiment vergangener Zeiten.

Partnerschaftliche Treue wird von daher selten mit einem Eheversprechen in Einklang gebracht. Vor allem die kirchliche Normierung der Unauflöslichkeit der Ehe empfinden viele Jugendliche eher als funktional. Sie wird ihrer Ansicht nach dem Ausdruck unbedingt zugesprochener Liebe wenig gerecht: Die Koppelung von Werten und Normen angesichts der postmodernen Situation ist nicht mehr nachvollziehbar. Des Weiteren sehen manche in der sexualpädagogischen Schwerpunktsetzung der Kirche auf die Ehe bzw. Ehelosigkeit eine unangebrachte Reduzierung menschlicher Sexualität. Insgesamt vermittelt der überwiegend als Normierung verstandene Ehebegriff ein kaum noch zu vereinbarendes Bild mit der Vorstellung von einer selbstverantworteten Partnerschaft.

3. Chancen der Pastoral

*"Ehe und Treue sind für mich schon ziemlich wichtige Werte. Sie müssen jedoch nicht unbedingt nur in Verbindung auftreten. Ich erwarte Treue von meinem Partner, auch ohne Heirat."
(Judith, 18)*

Die Kirche bringt mit ihrem Eheverständnis einen wertvollen Beitrag in den gesellschaftlichen Diskurs ein. Sie trifft (junge) Menschen bei ihrer Sehnsucht nach vollendeter Liebe und Treue. Hier sind die Anknüpfungspunkte einer plausiblen Pastoral genannt.

Pastorale Fallen werden allerdings sichtbar, wenn im Gespräch mit Jugendlichen die Ehe als nahezu alleiniges Lebensmodell dargestellt oder normiert, sowie der Graben zwischen Ideal und Wirklichkeit dadurch nivelliert würde.

Dagegen hat bereits das II. Vatikanische Konzil vorrangig den Glaubensaspekt der Ehe betont und den Rechtsaspekt zurückgestellt. Nach Baumann rückt damit der personale Beziehungs- und Entscheidungsprozess ins Zentrum, weshalb „die Eheschließung keineswegs den Endpunkt der Entwicklung zu ‚unauflöslicher‘ ehelicher Partnerschaft“ bedeute, sondern ein Lebensprojekt mit realen Risiken darstelle.

Vor diesem Hintergrund ließe sich die aufgezeigte Schiefelage neu beschreiten: Weniger normierend, sondern vielmehr an den hochgeschätzten Werten von Treue und Liebe anknüpfend; gleichsam aber auch kritisch gegenüber romantisierenden und idealisierenden Vorstellungen Jugendlicher; schließlich ermutigend, um neue Wege verantworteter Partnerschaft zu wagen. Das Plädoyer gilt deshalb einer *erlebensorientierten* Pastoral, die am Erleben der Menschen ansetzt: Im Entschluss sich gegenüber dem eigenen Erleben zu öffnen und dadurch das eigene Denken, Handeln und Fühlen zu reflektieren, entdecken sich Menschen auf neue und ungewohnte Weise. Das Erleben kann so zum Gegenstand einer bewussten und verantworteten Selbstsetzung werden. Pastoraltheologisch gewendet bedeutet dies:

Im vorbehaltlosen Zugehen auf Jugendliche macht eine erlebensorientierte Jugendpastoral die „antizipatorisch-symbolische Gestalt“ gläubiger Praxis unmittelbar und verdichtet erlebbar: Lassen sich Jugendliche auf die unverzweckte Zuwendung ein, erfahren sie angesichts der erlebten Wirklichkeit Heil. Darin fördert eine solche Pastoral zweitens das Wagnis der Selbstrealisierung als *Person*. Sie ermutigt Jugendliche, sich der Realität des eigenen Erlebens zu stellen und wird so zur „Zu-Mutung“, den Entschluss einer neuen Selbstbestimmung (jenseits von Selbstbehauptung und Selbstüberforderung) zu wagen. Drittens erweitert sie die Möglichkeiten des Glaubenvollzugs: Erlebensorientierte Jugendpastoral ruft zum Abenteuer einer neuen Lebensbegründung auf und bietet konkrete Betätigungsfelder eines lebendigen Glaubens.

Der Frage, was Jugendliche über Treue und Ehe denken, ist deshalb pastoral insofern nachzugehen, dass weder normierende noch idealisierende Antworten gegeben werden sollten. Gefordert ist eine „hörende“ Begleitung, die sensibel den transzendentalen Gehalt jugendlicher Fragen und Sehnsüchte aufdeckt und sich selbst an die Grenzen führen lässt. In dieser vorbehaltlos-antizipatorischen Haltung wird Gottes unbedingte Liebe, wie sie sich einst in Jesus Christus geschichtlich erwiesen hat, symbolisch erlebbar. Ein solches Beziehungsgeschehen kann Jugendliche ermutigen, sich neu und verantwortet auf eine Partnerschaft einzulassen, die ihren Grund in dem Gott hat, der sich selbst in seiner Liebe unbedingt treu blieb. In ihm gründet auch die Hoffnung, dass er das Fragmentarische unseres Lebens – vor allem unsere bloß ersehnten oder gescheiterten Beziehungen – letztlich heilen und vollenden wird. Die Jugendpastoral kann schließlich dazu ermutigen, trotz aller Brüche am Wagnis der Liebe festzuhalten und immer wieder aufs Neue zu beginnen. Gläubige Praxis heißt hier, als Fragment leben und leben zu können (H. Luther).

Die christliche Ehe ist unter diesen Gesichtspunkten für Jugendliche durchaus nachvollziehbar und wertvoll. Sie kann als eine in Gottes unbedingter Liebe Begründete verstanden werden. Vermittelbar ist sie aber gerade deshalb nicht durch heteronome Vorgaben, sondern bedarf des freien Entschlusses des Subjekts, das sich durch Gottes Liebe – symbolisch-antizipatorisch angesprochen – unbedingt ermutigt weiß.

Auf die einleitende Frage – „was Jugendliche über Treue und Ehe denken“ – kann und soll bedingtermaßen keine abschließende Antwort gegeben werden. Gefordert ist eine Sensibilität für die Fragen der Jugendlichen, die vor persönlichen Anfragen nicht zurückschreckt: Je ehrlicher und offener das Gespräch gestaltet wird und je deutlicher pauschale Antworten zurückgehalten werden, um so eindeutiger wird erlebbar, wie unbedingt und vorbehaltlos Gottes Liebe selbst ist – Grund und Hoffnung jeder christlichen Ehe.

*Helmut Jansen ist Pastoralreferent
an der Jugendkirche SaM*

Literatur:

- Baumann, U., Ehe – historisch-theologisch, in: LThK (Bd.3), Freiburg ³1995, 471-474.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E., Nicht Autonomie sondern Bastelbiographie, in: Zeitschrift für Soziologie (22) 1993, 178-187.
- Jansen, H., Wenn Freiheit wirklich wird. Erlebnispädagogische Jugendpastoral in kritischer Sichtung (Jugend in Kirche und Gesellschaft, Bd. 3), Berlin 2007.
- Luther, H., Religion und Alltag, Stuttgart 1992.
- Gärtner, S., Zwischenbilanz. Eine Auswertung zum Dialog um den Sexualitätsbrief der Jugendkommission der Deutschen Bischofskonferenz, Düsseldorf 2000.
- Neumann-Braun, K./Richards B., Wir sind anders als wir, in: dies. (Hg.), Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt, Frankfurt a.M. 2005, 9-17.
- Shell Deutschland Holding (Hg.), Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck (15. Shell Jugendstudie), Frankfurt a.M. 2006.

Die Sache mit der Religion:

Ehevorbereitung mit Paaren, bei denen ein Partner religionslos ist.

Im Erzbistum Berlin wurde im Jahr 2005 jede dritte Ehe zwischen einem Katholiken und einem Partner ohne Religion geschlossen. Den ostdeutschen Diözesen ist diese Situation vertraut, die westdeutschen Diözesen lernen sie langsam kennen.



Heiden, Atheisten oder nix?

Stellen Sie sich vor, acht Paare in der Runde, acht Personen katholisch, und die jeweils dazugehörigen Partner – und jetzt wird's schon schwieriger mit der Bezeichnung – na eben ‚ohne‘. Diese Achte sind keine Atheisten und auch keine Agnostiker – denn dann würden sie eine bewusste Position gegenüber der Gottesfrage einnehmen – es sind ‚Menschen, die an der Abstimmung, ob es zum Beispiel Gott gibt oder nicht, schlicht nicht teilnehmen, weil sie zumeist gar nicht verstehen, worum es bei dieser Frage überhaupt gehen könnte.“ (Tiefensee, zur Debatte2/2006, S. 5) Bezeichne ich sie im folgenden als ‚Religionslose‘, dann bin ich mir dabei wohl bewusst, dass dieser Terminus ein binnenkirchlicher ist. Denn die von mir als ‚religionslos‘ benannten, sehen für sich selbst gar keinen Anlass, sich von Religion abzusetzen.

Die versammelten Paare wollen heiraten. Der katholische

Partner will kirchlich heiraten, der religionslose Partner stimmt einer kirchlichen Eheschließung zu. Was alle miteinander verbindet: der Wunsch und die Sehnsucht, mit diesem konkreten Menschen die Ehe einzugehen. Vom Pfarrer oder Diakon wurden Sie auf das Angebot „Ehevorbereitungskurs“ aufmerksam gemacht.

„Ich dachte erst, dass das mit der Kirche so ist wie mit einem Sportverein, aber meine Partnerin hat mir sehr deutlich gemacht, dass das mit der Kirche nicht nur Sonntag früh für sie wichtig ist, sondern in ihrem ganzen Leben. Das macht mir auch Angst, weil ich da nicht dazugehöre.“

„Ich bin neugierig, was die Kirche zur Ehe sagt. Ich habe ja nichts mit der Kirche zu tun, aber meiner Partnerin ist das mit dem Glauben wichtig, deshalb bin ich hier“, so einer der Religionslosen. Dazu die

katholische Partnerin: „Es wird schon nicht so schlimm werden!“

Der katholische Partner fühlt sich verantwortlich, dass hier hoffentlich ‚seine‘ Kirche – egal wie nah oder fern er der Kirche sonst steht – sich von ihrer guten Seite zeigt,

schließlich ist er ja der Grund, weshalb die beiden an einer katholischen Veranstaltung teilnehmen. Der religionslose Partner fühlt sich auf katholischem Parkett unsicher, aber er ist – nennen wir es mal – ‚distanziert neugierig‘: an Information interessiert, aber nicht davon ausgehend, dass ‚das mit der Kirche‘ möglicherweise mit ihm etwas zu tun hat. Wieso auch: „Menschen aus den neuen Bundesländern sind so selbstverständlich religionslos, wie man in Bayern oder Polen katholisch ist.“ (Tiefensee, ebd.)

Zuerst der Mensch

Für die Haltung der Kursleitung in diesem Eheseminar heißt das: ernst nehmen, dass Katholiken und religionslose Menschen mit mir in einer Runde sitzen. Wenn die Versuchung auch groß ist, nicht Unterscheidendes zu benennen und von einer quasi ‚naturegebenen Religiosität aller‘ auszugehen, so ist auch klar, dass solch eine Haltung der Realität nicht gerecht würde:

weder den Katholiken gegenüber – schließlich sitzen hier getaufte Christen - , noch den Religionslosen gegenüber – schließlich wollen diese nicht vereinnahmt werden, sondern wünschen sich handfeste Informationen.

Ich würde lügen, sollte ich sagen, ich kann mich in die Situation eines Menschen, der ohne Religion aufgewachsen ist, hineinversetzen. Das kann ich, die ich selbst von Kindesbeinen an im katholischen Wasser gebadet wurde, nicht. Übrigens gilt genauso umgekehrt: ein Mensch, der ohne Religion aufgewachsen ist, wird sich kaum in das Leben eines gläubigen Christen hineinversetzen können. Es gilt schlicht, die Andersheit des Anderen respektieren.

Meine Aufgabe sehe ich darin, zunächst Religiöse wie Religionslose selbst sprechen zu lassen, das Paar und die Paare so miteinander ins Gespräch zu bringen, dass jede/r das ihm eigene, wichtige, wertvolle ausdrücken kann.

Unbedingt wertvoll

Für die Konzeption heißt das: ich gehe nicht von einem Wertekonsens, schon gar nicht von einem Glaubenskonsens aus – was übrigens auch Paaren, bei denen beide katholisch sind nicht gerecht würde, lässt man sich die unterschiedliche Nähe/Ferne zum Glauben der kath. Kirche erzählen - sondern die Paare erarbeiten zunächst, was sie selbst als unbedingt wertvoll für die Ehe erachten.

In kleinen Gruppen ‚bauen‘ die Paare ein Ehehaus. Dazu erhalten sie Thesenkarten wie

z.B. ‚miteinander streiten können‘, ‚ein Leben lang die Treue halten‘, ‚eigene Grenzen anerkennen‘, ‚meinen Glauben leben‘, ‚Kinder haben wollen‘, ‚die religiöse Erziehung der Kinder teilen‘, ‚allein sein können‘, ‚gesellschaftlich aktiv sein‘ und natürlich auch leere Karten, die die Paare selbst beschriften können. Was gehört ins Fundament unseres Hauses? Was sind tragende Wände? Welche Wände sind verschiebbar? Woraus besteht das Dach unseres Hauses? Welche Karten kommen, weil sie als unwichtig deklariert werden, auf den ‚Bauschutt‘? Wo können wir uns nicht einigen, weil Dir etwas anderes wichtig ist als mir?

Was in den Gruppen passiert: es wird gestritten, wer genau was worunter versteht, was überhaupt keinen Platz in dem Haus haben soll und vor allem die Frage: was ist das Fundament unserer Partnerschaft? Anders ausgedrückt: es geht um die Wertehierarchie in der Partnerschaft. Da entstehen Ehehäuser, in deren Fundament häufig direkt nebeneinander ‚ein Leben lang die Treue halten‘ und ‚miteinander reden und streiten können‘ platziert wird. Was mir besonders auffällt: als neu beschriftete Karten kommen hinzu ‚Respekt voreinander haben, auch wenn wir uns nicht verstehen‘ und ‚den anderen akzeptieren, wie er ist‘.

Und all die Bausteine, bei denen es um ‚Glauben‘ geht? Sie landen nicht auf dem Bauschutt, stehen allerdings auch nicht im Haus. Eine katholi-

sche Teilnehmerin erklärt das: „für mich steckt in der Karte ‚den anderen so akzeptieren, wie er ist‘, die wir neu geschrieben haben, drinnen, dass mein Partner mich mit meinem Glauben und dem in die Kirche gehen akzeptiert, weil das für mich dazu gehört. Und andersherum will ich akzeptieren, dass mein Partner keinen Zugang zur Religion hat. Dass das immer einfach sein wird, glaube ich nicht, aber gerade deshalb ist doch wichtig, dass wir grundsätzlich, also einfach als zwei Menschen, uns sagen, dass wir uns respektieren!“ Dazu der religionslose Partner: „Die Ehe funktioniert nur – egal was man für einen Glauben hat – wenn man die Ehe wichtig hält, also dass wir uns füreinander entschieden haben, nicht nur so mit Gefühl, sondern richtig entschieden.“ Die Paare spüren nicht nur, sondern benennen es auch: es gibt zwar etwas, das uns unterscheidet, aber auch: es gibt ganz vieles, was uns verbindet.

„Mir ist mein Glaube schon wichtig, aber so wichtig nun auch wieder nicht, dass ich ständig in die Kirche gehe. Aber jetzt, wo wir heiraten, da bin ich mit meinem bisschen Glauben ganz allein.“

Diese Erfahrung in der emotional hoch aufgeladenen Phase vor der Eheschließung haben diese Paare übrigens anderen Paaren voraus. Möglicherweise ist diese Erfahrung der Unterschiedlichkeit in einem

zentralen Lebensbereich sogar eine Ressource für die Partnerschaft. Denn es bleibt keinem Paar, egal welcher Konstellation, erspart, im Ehealltag zu spüren, auch darunter zu leiden, dass wir zwei sehr unterschiedliche Menschen mit unterschiedlichen Biographien sind.

Unterscheidung tut auch gut

Im zweiten Teil des Seminars stelle ich die „Fragen nach der Bereitschaft zur Ehe“ vor und zwar in der vorgesehenen liturgischen Form „Trauung eines Katholiken mit einem Partner, der nicht an Gott glaubt“:

„Sind sie hierher gekommen um nach reiflicher Überlegung aus freiem Entschluss mit ihrer Braut /ihrem Bräutigam die Ehe einzugehen?“

„Wollen Sie ihre Frau/ihren Mann lieben und achten und ihr/ihm die Treue halten alle Tage ihres Lebens?“

„Also ich glaube nicht an Gott, aber ich glaube an die Ehe, also dass wir zwei uns aufeinander verlassen können und dass wir auch, wenn es schwierig wird miteinander, trotzdem uns achten und respektieren“

„Sind sie bereit die Kinder, die Gott ihnen schenken will, im Geist Christi und seiner Kirche zu erziehen?“

Bzw. an den religionslosen Partner:

„Sind sie bereit, Kindern das Leben zu schenken und in mütterlicher/väterlicher Verantwortung für sie zu sorgen?“

Positiv überrascht sind jetzt alle Beteiligten: die Kirche respektiert ihre Paarkonstellation, sie nimmt den Willen zur Ehe von beiden ernst, vom katholischen Partner wie vom religionslosen Partner. Aber sie unterscheidet auch: der katholische Partner wird nach seiner Bereitschaft zur religiösen Erziehung gefragt. Der religionslose Partner wird dabei nicht links liegen gelassen, sondern nach seiner Verantwortungsbereitschaft gefragt.

Das Unterscheidende wird zum Thema: zum einen sind jetzt die Katholiken gefragt und stehen Rede und Antwort, wie sie es mit der religiösen Erziehung halten wollen. Um Feste wie Weihnachten und Ostern geht es, um das in die Kirche gehen, um eigene wertvolle Erfahrungen in einer verbandlichen oder gemeindlichen Jugendgruppe und auch um die Kindertaufe, die für viele noch selbstverständlich ist. „Ich kann doch gar nicht anders, als das was mir wichtig ist, an meine Kinder weitergeben“, so eine Katholikin, „auch wenn unsere Kinder erleben werden, dass es bei uns zuhause zwei Lebensentwürfe gibt: einen mit Gott und einen ohne Gott“. Zum anderen wird von den religionslosen Partnern sehr ernsthaft die Frage gestellt, wie es gehen kann, dass das Unterscheidende nicht zum Trennenden wird: „Also das macht mir auch Angst, dass ich in einem Bereich, der für Dich so wichtig ist, nicht richtig teilhaben kann“.

Aber die Teilnehmer ziehen auch Linien zu dem, was sie

verbindet: reifliche Überlegung, freier Entschluss, ein Leben lang die Treue halten, lieben und achten. Dahinter stehen beide gemeinsam, denn mit diesen Bausteinen haben sie im ersten Teil des Seminars ihr Ehehaus eingerichtet.

Auch der Vermählungsspruch unterscheidet:

„Vor Gottes Angesicht nehme ich dich an als meine Frau/meinen Mann.

Ich verspreche Dir die Treue in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit bis der Tod uns scheidet. Ich will Dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens.“

Bzw. an den religionslosen Partner:

„Ich nehme dich als meine Frau/meinen Mann.

Ich verspreche Dir die Treue in guten und bösen Tagen, in Gesundheit und Krankheit bis der Tod uns scheidet. Ich will Dich lieben, achten und ehren alle Tage meines Lebens.“

Was heißt denn nun „Vor Gottes Angesicht nehme ich Dich an ...“? Ich bitte die Religionslosen ihren eigenen Partner, aber auch die anderen Katholiken in einem Kurzinterview zu befragen, was diese darunter verstehen, wenn sie „Vor Gottes Angesicht“ das Eheversprechen geben.

Für die Katholiken keine leichte Aufgabe:

„Gott ist bei der Hochzeit dabei und bei meiner ganzen Ehe, also das bezieht sich nicht nur auf den Tag in der Kirche“,

„weil Gott mir Kraft gibt und uns beschützt. Ja, ich glaube

daran, dass er uns beide beschützt“,

„weil das für mich normal ist, ich bin so großgeworden“,

„ich weiß nicht wie ich das sagen soll, ich glaube, ich weiß es nicht genau“.

Manchmal bleiben diese Sätze einfach im Raum stehen: die Katholiken sind ob dieser Kraftanstrengung geschafft, die Religionslosen erstaunt, dass die Antworten so zögerlich und nicht wie aus der Pistole geschossen kommen.

Aber manchmal wird auch ganz genau nachgefragt: woran merkst Du denn, dass Gott dir Kraft gibt? Was wäre für Dich anders, wenn Du nicht „vor Gottes Angesicht“ sagen würdest? Wie macht Gott das, einen in der Ehe beschützen? Ist er so eine Art Versicherung für Dich? Wobei hilft Dir Gott in der Ehe?

Das sind – ich sage das von den Rückmeldungen der Teilnehmer am Ende des Tages her – Sternstunden: für die Katholiken, weil manche sehr intensiv mit ihrem Glauben und ihrer Hoffnung in Kontakt kommen, für die Religionslosen, weil sie mehrere Antworten und unterschiedliche Antworten hören: „und ich dachte immer, bei den Katholiken gibt es nur eine Antwort, aber die sind ja selbst am Suchen, das ist sympathisch!“

Soweit einige Splitter aus einem Eheseminar mit Paaren, von denen ein Partner religionslos ist. Übungen zur Kommunikation gehören natürlich genauso dazu wie der Besuch in der Kapelle (mit 'basic' – Erklärungen), die Deutung des katholischen Eheverständnisses und die Erklärung des liturgischen Ablaufs des Traugottesdienstes .

Und ganz wichtig: die Einladung zu den Angeboten, die die Kirche auch nach der Eheschließung für Paare bereit hält..

„Als ich meinem Partner erklären wollte, weshalb mir die kirchliche Trauung so wichtig ist, habe ich mich ziemlich schwer getan. Es geht mir nicht nur darum, dass es in der Kirche feierlicher ist, es geht um viel mehr. Aber wenn ich meinem Freund was von meiner Religion erzählen will, komm ich mir vor wie ein Analphabet“.

Und danach?

Am Ende eines Eheseminars stelle ich mir selbstkritisch die Frage: habe ich den Paaren und ihrer Partnerschaft gedient mit diesen Stunden? Konnte ich einen Geschmack davon vermitteln, dass es sich lohnt, in die Partnerschaft zu

investieren? Habe ich die Katholiken ermutigt, das, was sie für richtig erkannt haben, in ihrem Leben auch in ihrer Ehe weiterzuleben? Bin ich den Menschen ohne Religion gerecht geworden mit ihren Fragen? Und dem Paar: die Paare gehen nach Hause, werden in der Kirche heiraten und dann?

Bei den einen gehört es zur guten Gewohnheit, dass der religionslose Partner ‚mitgeht‘ zur Gemeinde, nicht aus spirituellem Interesse, sondern weil dort gute menschliche Beziehungen entstanden sind.

Bei anderen Paaren fühlt sich der katholische Partner einem ständigen Balanceakt ausgesetzt, einerseits seinen Glauben mit Gleichgesinnten teilen zu wollen, andererseits viel Zeit mit dem eigenen Partner zu verbringen. So sagte mir eine Frau, 15 Jahre verheiratet, sie komme sich wie eine Glaubenswitwe vor, weil sie ohne Partner in der Bank oder einem Gesprächskreis sitzt.

Bei wieder anderen lässt das Interesse an der aktiven Teilnahme am Gemeindeleben schlicht nach, weil es so kompliziert ist, ‚alles‘ unter einen Hut zu bringen und vielleicht auch, weil es schon vorher nicht so wichtig war.

*Ute Eberl,
Referentin für Ehe und Familie
im Erzbistum Berlin*

Eheberatung als Dienst katholischer Seelsorge

Frau A. und ihr Mann sind seit 26 Jahren verheiratet und haben drei fast erwachsene Kinder. Der Familien-Alltag gestaltet sich problemlos, die Ehe jedoch empfinden die beiden als unbefriedigend. Frau A. fühlt sich durch vergangene Konflikte nicht wahrgenommen, missverstanden und verletzt. Ihr Ehemann hat sich im Laufe der Jahre immer mehr zurückgezogen. Die Kommunikation zwischen beiden ist schwerfällig und läuft nur noch über die Kinder. Beide ringen um ihre Liebe. Da sie religiös sind und ihren Glauben leben, suchen sie Hilfe bei einer katholischen Eheberatung.

Die Offene Tür Berlin bietet als katholische Lebens- und Krisenberatungsstelle seit acht Jahren Ehe- und Paarberatung an. Neben christlich orientierten Ehepaaren suchen auch Paare ohne religiöses Glaubensbekenntnis die Beratung auf, um in Krisensituationen neue Wege zueinander zu finden oder aber eine Entscheidung zu treffen ob ein gemeinsamer Neubeginn möglich oder eine Trennung unausweichlich scheint.

Frau P. und ihr Mann, seit 18 Jahren ein Paar, reden nur noch das Nötigste miteinander. Beide klagen darüber, dass der eine nicht mehr auf die Bedürfnisse und Wünsche des anderen eingehen würde. Frau P. sieht in einer Paarberatung die letzte Chance die Partnerschaft zu retten. Da

sich nach Einschätzung von Frau P. innerhalb von zwei Beratungsstunden ihr Lebensgefährte nicht verändert und auf sie zu bewegt, fühlt sie sich enttäuscht und möchte, dass er aus der gemeinsamen Wohnung auszieht. Beide erwägen, sich mit Hilfe einer Familien-Mediation zu trennen. Aufgrund unterschiedlicher Wahrnehmung und Bewertung ein- und derselben Konfliktsituation sowie einer im Laufe der Jahre sich eingeschlichenen Sprachlosigkeit, war es in diesem Fall nicht möglich, die eingefahrenen Kommunikationsmuster zu durchbrechen und deren Ursachen zu erforschen.

Zu beobachten ist, dass einer der häufigsten Konfliktpunkte in der Paarberatung die Art der gemeinsamen Kommunikation ist. Dabei ist die Form der Kommunikation gut erlernbar. Mithilfe von Kursen wie „EPL – ein partnerschaftliches Lernprogramm“ oder auch für länger zusammenlebende Paare „KEK – Konstruktive Ehe-Kommunikation“ können Paare über ein oder zwei Wochenenden fünf einfache Sprecher- und Zuhörerregeln erlernen, die es ihnen ermöglichen, auch in unangenehmen Situationen wie Streitgesprächen oder Stresssituationen besser miteinander zu reden. Dieses Handwerkszeug kann hilfreich sein. Manche Paare haben sich im Laufe ihrer Partnerschaft aber so „verstrickt“, dass nur eine längerfristige Beratung die

Probleme erst einmal erkennbar und damit eventuell lösbar macht. Wichtig ist dabei die Bereitschaft beider Partner, sich auf diesen gemeinsamen Weg und Prozess einzulassen.

Häufig kommen in die Offene Tür Berlin Paare, die über 20 – 30 Jahre miteinander verheiratet sind und deren Kinder das gemeinsame „Nest“ bereits verlassen haben.

Frau T. und ihr Ehemann sind seit 32 Jahren verheiratet. Sie spüren, dass sie sich noch lieben. Einzig der unterschiedliche Umgang mit bestimmten Situationen führt häufig zu Streit. Während Herr T. große Toleranz und Offenheit zeigt, beharrt Frau T. auf bestimmten Regeln und reagiert gereizt, wenn ihr Mann diese ignoriert. In der Beratung wollen beide diesen „roten Knopf“ identifizieren und Ursachenforschung betreiben. Neben dieser Problemorientierung geht es in der Beratung darum, dass das, was beiden bisher schon gut getan hat, noch vertieft werden kann.

Seit drei Jahren gibt es in der Offenen Tür Berlin zusätzlich für Paare die Möglichkeit - sozusagen präventiv - Beratung zu nutzen. Unter dem Titel „Die Kunst als Paar zu leben“ können Paare herausfinden, welche Werte sie binden, wie sie es schaffen über das gemeinsame Reden, die Anerkennung und das Raum geben miteinander zu wach-

sen und die Beziehung zu vertiefen. Partnerschaft und Ehe sind nicht nur Zeiten des Wohlfühlens miteinander, sondern bedeuten Arbeit, zum Beispiel das Bewältigen von Konflikten oder auch Krisenzeiten. Jeder ändert sich und zwar nicht nur in der Form, die der Partner gutheißt. Dabei kann ein Spannungsverhältnis zwischen dem Wunsch nach Autonomie und dem Wunsch nach Bindung entstehen.

Veränderung bedeutet Wandlung und ist damit eine Herausforderung für die gemeinsame Bindung. Um während der Beziehung in Kontakt zu bleiben, ist die gemeinsame Kommunikation eine der Voraussetzungen für den nötigen Kontakt. Raum, Zeit, Geduld Vertrauen und Toleranz stellen andere Bedingungen für den beiderseitigen Wachstumsprozess dar, damit aus Verliebtheit lebenslange

Achtung und Liebe füreinander erwachsen kann.

*Garielei Vitt-Urbatzka,
Paarberaterin*

*In der Offenen Tür Berlin
Witzlebenstr. 30 A
14057 Berlin
Tel.: 32 10 22 20*

Angebote des Seelsorgeamtes

07. – 09. September und 21. – 22. September 07	Kommunikationstraining für Paare in mehrjähriger Beziehung (KEK) in Berlin - Märkisches Viertel
29. – 30. September 07	„BeziehungsWeise“. Ein Wochenende für Paare in Schöneiche bei Berlin
05. – 07. Oktober 07	Kommunikationstraining für Paare (EPL) in Berlin - Märkisches Viertel
13. Oktober 07	lieben & achten & ehren. Ehevorbereitungseminar in der Katholischen Akademie Berlin - Mitte
02. – 04. November und 23. – 24. November 07	Kommunikationstraining für Paare in mehrjähriger Beziehung (KEK) in Berlin - Wilmersdorf
03. – 04. November 07	„Wenn Lebenspläne zerbrechen“. Tage der Neuorientierung für Getrenntlebende und Geschiedene in Berlin-Karlshorst
09. – 11. November 07	Kommunikationstraining für Paare (EPL) in Berlin - Charlotteburg
23.- 25. November 07	„Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt!“ Wochenende für Paare mit Kinderbetreuung in Kirchmöser

Weitere Informationen finden Sie unter

www.erzbistumberlin.de

oder

Erwachsenenpastoral (030) 326 84 – 530/534

100 Jahre Alfred Delp SJ (1907-1945-2007)

Mit Projekten erinnert das Canisius-Kolleg
an einen großen Jesuiten in Berlin

von Bernhard Knorn SJ

Eine zerbrochene Brille, ein Rosenkranz, ein Buch der „Nachfolge Christi“ – das ist alles, was die Gefängniswärter in der Todeszelle Alfred Delps nach seiner Hinrichtung am 2. Februar 1945 in Berlin-Plötzensee fanden. – Ist das alles, was von diesem großen Jesuiten übrig blieb, dessen 100. Geburtstag wir dieses Jahr begehen? Dieser Frage gehen Schüler des Berliner Canisius-Kollegs nach, wenn sie sich mit dem Leben, Wirken und dem Sterben dieses Menschen beschäftigen.



Wer war Alfred Delp?

Geboren am 15. September 1907 in Mannheim, katholisch getauft, evangelisch konfirmiert, ging er als willensstarker Jugendlicher nach einer Auseinandersetzung mit seinem Pastor zur Erstkommunion und engagierte sich im Bund Neudeutschland, dem katholischen Jugendverband. Gegen den Willen seiner Eltern trat er 1926 in den Jesuitenorden ein. Zwischen dem Philosophie- und dem Theologiestudium arbeitete er 1931-1934 als Erzieher im Kolleg Feldkirch (Vorarlberg), das „ins Reich“ nach St. Blasien im Schwarzwald verlegt werden musste, als Hitler an die Macht gekommen war. Dem heiteren und beliebten, aber ebenso kantigen jungen Ordensmann mit stürmischem Temperament war wichtig, die Jugendlichen zu selbständigem und verantwortlichem Handeln heranzuführen, das nicht nur im bloßen Erfüllen der Regeln des Internatsbetriebs bestand. Verantwortung, Überzeugung, Engagement – das waren auch die Charakteristika, die Delp selbst prägten und ihn vom aufmerksamen Beobachter zum scharfsinnigen Kritiker der Vorgänge im Deutschland der 30er Jahre werden ließen. Nach Priesterweihe und Promotion wurde er 1939 Redakteur der „Stimmen der Zeit“, der Zeitschrift der Jesuiten für Christentum, Gesellschaft und Kultur, in der Delp begann, seine sozialetischen Gedanken für ein breiteres Publikum zu formulieren. Doch bald schlossen die Nationalsozialisten die Redaktion, zu einem weiteren Studium ließen sie Delp nicht zu, nicht einmal zu einem Einsatz im beginnenden Zweiten Weltkrieg als Feldgeistlicher – alles nur weil er Jesuit war. Die Jesuiten waren den braunen Machthabern verhasst, immer mehr Mitbrüder wurden in Konzentrationslager eingeliefert.

Im Frühjahr 1942 beauftragte der Provinzial P. Augustin Rösch SJ Alfred Delp zur Mitarbeit im „Kreisauer Kreis“. Die Gruppe um Helmuth James Graf von Moltke bestand aus jungen Leuten unterschiedlichster Herkunft. Die Intellektuellen, Adligen, Sozialdemokraten, Offiziere und Pastoren trafen sich meist in der Wohnung des Grafen Yorck in Berlin, teilweise aber auch am Landgut der Familie Moltke in Kreisau/Schlesien. Sie hatten einen Vertreter der Kirche gesucht, der die christliche Soziallehre mit einbringen konnte. Delp wurde zu ihrem wichtigsten inhaltlichen Ideengeber, als sie Visionen für ein Deutschland in Europa nach dem Krieg entwickelten. Anders als etwa der Kreis um Claus Schenk Graf von Stauffenberg, zu dem Delp Kontakte pflegte, planten sie keinen gewaltsamen Putsch oder ein Attentat auf den „Führer“. Der „Kreisauer Kreis“ war eine Denkfabrik, die über ein Deutschland nach Hitler nachdachte – doch selbst das war zu dieser Zeit ein schweres Verbrechen. Das gescheiterte Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 hatte auch Folgen für die Kreisauer. Eine Woche danach verhaftete die Gestapo Pater Delp in München-Bogenhausen,

wo er Kirchenrektor war, und brachte ihn nach Berlin-Moabit ins Gefängnis. Zwei Monate später wurde er nach Tegel überstellt.

Eindrucksvoll bezeugen seine Briefe und Aufzeichnungen, die aus dem Gefängnis herausgeschmuggelt werden konnten, Delps Ringen in den letzten Monaten seines Lebens. Es sind tiefe geistliche Texte, in denen er sein Christsein und seine sozialethischen Überzeugungen im Angesicht des Todes formuliert.

Vor dem Volksgerichtshof wurde ihm, Moltke und anderen Männern im Widerstand Anfang 1945 der Prozess gemacht. Für den Gerichtspräsidenten Freisler stand das Todesurteil schon vor der Verhandlung fest.

Nicht einmal ein Grab gab man den Gehenkten. Die Asche ihrer Leichen verstreute man auf den Rieselfeldern vor der Stadt.



Delps Vermächtnis

Damit stellt sich noch radikaler die Frage: Was bleibt von Alfred Delp für uns heute? – Es ist das Zeugnis eines unschuldig Gefangenen und Getöteten, dessen einziges Verbrechen es war, „dass ich an Deutschland glaubte und über eine mögliche Not- und Nachtstunde hinaus“ (Nach der Verurteilung). „Der eigentliche Grund der Verurteilung ist der, dass ich Jesuit bin und geblieben bin“ (letzter Brief an die Mitbrüder).

In düsterer „Wüsten“-Zeit verfasste er mit gefesselten Händen Meditationen zum Advent, zu Weihnachten, zum Vater Unser und zum Veni Sancte Spiritus, die alle von der Auseinandersetzung mit dem Unrecht der Gegenwart zeugen, durch die aber die Hoffnung auf das Wirken des Geistes und die Erlösung hindurchstrahlt.

Delp war ein Denker, der in die Zukunft und für die Zukunft dachte, und der diese Zukunft christlich gestalten wollte. Vor jeder staatlichen Ordnung muss nach Delp die göttliche Naturrechtsordnung stehen. So ist die Kirche mitverantwortlich für die rechte Ordnung des Staates, steht ihm aber gegenüber. Damit kann sie auch für Gewissens- und Glaubensfreiheit sowie für die Würde der menschlichen Person eintreten. Diese Würde kommt konkret etwa dadurch zum Ausdruck, dass die Bürger ein Recht auf Arbeit und Eigentum erhalten und damit – wie in allen anderen Lebensbereichen – wirksame Mitverantwortung an der gesamten staatlichen und wirtschaftlichen Ordnung übernehmen. Personalität, Solidarität und Sozialpflichtigkeit des Eigentums sind für Delp Grundnormen der neuen Verfassung. In kleinen Einheiten und Freiheitsräumen wie Familie und Betrieb wird politisches und wirtschaftliches Engagement eingeübt und ausgeübt. Der Jesuit trat mit den Kreisauern für eine „dritte Idee“ zwischen Kapitalismus und Kommunismus ein. Dabei dachte er übrigens Deutschland nicht separat, sondern eingegliedert in eine europäische Einheit, in der es keinen Raum für Nationalismen mehr geben sollte.

Delp war damit seiner Zeit weit voraus. Er zog die Grundlinien der katholischen Soziallehre konkret für Deutschland und Europa aus und stand zusammen mit Mitstreitern aus dem „Kreisauer Kreis“ mit seinem Leben dafür ein.

Verantwortung war seine Maxime, die er den Jugendlichen als Erzieher, allen Menschen als Prediger und Autor ins Stammbuch schreiben wollte: „Von der Übernahme von Verantwortung hängt es ab, ob es sich um Gebet oder frommes Gerede handelt.“ Insbesondere die amtlich verfasste Kirche muss sich nach Delp diese Worte immer wieder zur Gewissenserforschung vornehmen.

Erinnerungsarbeit am Berliner Canisius-Kolleg

Dies ist auch ein wichtiger Aspekt, wenn wir uns mit Alfred Delp im schulischen Religionsunterricht beschäftigen. Wie können wir mit den Schülern anhand der Person Delps Bereiche erschließen, wo sie selbst Verantwortung haben?

Gerade Berlin mit seinen vielen Orten, die mit Alfred Delp verbunden sind, ist eine Stadt, in der das Andenken an diese Person wachgehalten werden kann und muss. Diese Orte besuchen wir mit einzelnen Klassen im Rahmen von Projekttagen oder speziellen Unterrichtsreihen. Die Gedenkstätte Plötzensee lassen wir die Schüler selbständig begehen, so dass sich jeder individuell mit diesem Ort des Grauens auseinandersetzt. Ein Element, das sie besonders beeindruckt, sollen sie dort in einer Bleistiftzeichnung festhalten. Im Unterricht können wir dann darüber in einen Austausch kommen.

Im Karmel Maria Regina Martyrum können sie entdecken, wie Christen einen Ort der Trauer und der Hoffnung geschaffen haben: Die Kirche, die über einen stilisierten KZ-Hof triumphiert, das Grab für die Blutzügel, denen man ein Grab verweigerte, und darauf auch den Namen P. Alfred Delps, das Altargemälde, auf dem das Lamm und die Helle der göttlichen Gegenwart den Strudel der finsternen Elemente durchbricht.

Ferner kann ein Besuch der Stauffenberg-Gedenkstätte im „Bendlerblock“ (Verteidigungsministerium) mit dem Museum „Deutscher Widerstand“ den Blick auf andere Widerstandsgruppen im Dritten Reich weiten – je nach der Ausrichtung des jeweiligen Unterrichtsprojekts.

So wählen wir für die 5. Klasse einen fast ausschließlich biographischen Zugang zur Person Alfred Delps und suchen seinen Charakter, seine Wesenszüge und davon ausgehend in Ansätzen sein Leben und Wirken kennen zu lernen. Was musste das für ein Mensch sein, welche Überzeugung muss ihn getragen haben, dass er dafür sogar den Tod als letzte Konsequenz auf sich nahm? In der 6. Klasse kann ausgehend vom Lebenslauf Delps auf einzelne spezielle Themen eingegangen werden, beispielsweise dass er unschuldig verhaftet und hingerichtet wurde – wie viele andere, auch heute. Eine Unterrichtsreihe für die 10. Klasse soll in den christlichen Widerstand im Dritten Reich einführen, wenn diese Zeit auch im Geschichtsunterricht behandelt wird, so dass ein interdisziplinäres Vorgehen möglich wird. Dies am Beispiel Delps durchzunehmen, bietet sich an. Hierbei können auch die Grundlinien der Ideen des „Kreisauer Kreises“ vermittelt und diskutiert werden.

Zum 100. Geburtstag Alfred Delps findet am Samstag, 15. September 2007 in St. Canisius/Berlin-Charlottenburg abends eine Gedenkstunde statt, bei der Schüler des Canisius-Kollegs ihre Arbeiten vorstellen, die sie an Projekttagen erarbeiteten. In Regina Martyrum feiert das ganze Canisius-Kolleg zusammen mit den Schwestern und mit allen, die den Jesuiten in Berlin verbunden sind, einen festlichen Gottesdienst.

Für die verschiedenen Zugänge erwies sich die 2006 erschienene DVD „Alfred Delp. Jesuit im Widerstand“ (DDMedien München, www.ddmedien.org) als sehr hilfreich. Neben verschiedenen kurzen Dokumentations-Filmen zu Delp und zum „Kreisauer Kreis“ enthält sie Interviews mit Zeitzeugen, Einzelbilder und Tondokumente. Speziell für den Unterricht finden sich auf der DVD Arbeitsblätter und Quellenmaterial. Eine Auswahl aus Alfred Delps Briefen und Aufzeichnungen aus der Haft, die im Buch „Im Angesicht des Todes“ herausgegeben wurden, gibt es seit kurzem auch als Hörbuch. Unter den Biographien ist die umfassendste immer noch das Standardwerk von Roman Bleistein, doch sind in den letzten Jahren auch verschiedene knappere, gut lesbare Lebensbilder erschienen, die die bleibende Aktualität dieses großen Jesuiten herausstellen:

„Lasst uns dem Leben trauen, weil wir es nicht allein zu leben haben, sondern weil Gott es mit uns lebt.“ (Meditation zu Weihnachten)

Zwischen „nie gehört“ und „nicht mehr wegzudenken“

25 Jahre Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten im Erzbistum Berlin – Momentaufnahme einer Berufsgruppe

Vor 25 Jahren war es soweit, in Berlin wurde der erste Pastoralreferent eingestellt - Andreas Komischke im Dekanat Wilmersdorf in Heilig Kreuz. Dies ist Grund zu feiern, aber auch Zeit, um nachzudenken, wie sich dieser Beruf in Berlin entwickelt hat. Nachzudenken, wessen Wege wir gekreuzt haben und welche Spuren wir hinterlassen haben. Innezuhalten, wer mit der Berufsbezeichnung etwas verbindet und wem sie nach wie vor völlig fremd ist.

Wir wollen Ihnen einen kleinen Eindruck von uns geben mit der Darstellung von vier Projekten. Wir haben außerdem Menschen gebeten, die unsere Wege mitgegangen sind, ihre Gedanken zu den Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen aufzuschreiben.

25 Jahre sind eine überschaubare Zeit, aber für einen „neuen“ Beruf eine Zeit von Entwicklung und Veränderung, von Vision und Tradition.



Nähe zu den Menschen als seelsorgliches Potenzial

Interview mit Seelsorgeamtsleiter Dompropst Dr. Dybowski

Herr Dompropst, wenn Sie anlässlich dieses Jubiläums an die Pastoralreferenten denken, was fällt Ihnen als Erstes ein?

Viele Erinnerungen fallen mir ein. Ich hab mit einigen von denen studiert, habe mit ihnen Musik gemacht, Volleyball gespielt, wir haben gemeinsame Wochenenden verbracht - mit sehr vielen bin ich sogar per Du ... es sind viele schöne Erinnerungen, von daher freut es mich, dass sich nach so langen Jahren unsere Wege wieder gekreuzt haben und ich mit manchen von ihnen jetzt zusammenarbeiten kann.

Wenn man mal so herumhört im Bistum, gibt es sicherlich eine bestimmte Stimmung den Pastoralreferenten gegenüber, die wird hier so wahrgenommen, hier so. Wie nehmen Sie sie wahr?



Eine erste Wahrnehmung: Pastoralreferenten sind keine Priester. An dieser Stelle wird deutlich, wie sehr der Alltag in einer Pfarrgemeinde weitgehend an die Funktion des Priesters gebunden ist. Die Versuchung ist groß, bei sinkenden Priesterzahlen in den Pastoralreferenten einen Ersatz für fehlende Priester zu sehen. Ich befürchte nur, dass man damit dieser Berufsgruppe nicht gerecht wird.

In der Zusammenarbeit mit den Priestern erlebe ich hier und da auch eine gewisse Konkurrenz. Das scheint mir auch nicht verwunderlich: In ihrer Ausbildung stehen die Pastoralreferenten den Priestern nicht nach.

Am meisten aber erlebe ich die Pastoralreferenten in ihrer ureigenen Persönlichkeit, mit ihren individuellen Begabungen und Stärken (sicher auch mit ihren Schwächen). So wie sie als Menschen und als Seelsorger arbeiten und leben, so werden sie auch wahrgenommen und angenommen, manchmal mit Zurückhaltung, oft aber mit viel Sympathie.

Man wirft den Pastoralreferenten vor, dass sie selten sichtbar sind, weil sie häufig in Bereichen eingesetzt sind, wo kein unmittelbarer Kollegenkontakt besteht. Wo fallen Ihnen die Pastoralreferenten auf?

Dieser Vorwurf wird nicht nur den Pastoralreferenten sondern auch den Gemeindeferenten gemacht. Das ist auch nicht verwunderlich. Viele Menschen erleben ihre Gemeinde vor allem am Sonntag im Gottesdienst. Hier sind Pastoralreferenten im Gegensatz zum Priester nicht immer anwesend. Das kann verschiedene Gründe haben: die Zuständigkeit für mehrere Gemeinden, ihre eigene Familie, der Wohnsitz in einer anderen Gemeinde ... , insofern muss man bei diesen Berufsgruppen schon genauer hingucken.

Ich erlebe Pastoralreferenten zum einen sehr stark im kategorialen Bereich. Ich denke an die Studentenseelsorge, an viele Krankenhausseelsorgerinnen und –seelsorger, im Bereich der Gefangenseelsorge – es gibt viele kategoriale Bereiche, in denen Pastoralreferenten eingesetzt werden.

Als zweites ist die Berufsgruppe der Pastoralreferenten jetzt durch den Plan 2009 neu in den Blick gerückt. Ein entscheidendes Stichwort dieses Planes ist die „Kooperation“. Das heißt für die Seelsorge, über den Tellerrand der Pfarrgemeinde hinauszuschauen. Durch ihren überpfarrlichen Aufgabenbereich sind Pastoralreferenten schon seit längerer Zeit gewohnt, mit anderen zu kooperieren. Für die zukünftige Gestaltung der pastoralen Räume sind das sicher wertvolle Erfahrungen, die sie aus ihrer Praxis mitbringen.

Stichwort ‚Plan 2009‘: Der wird die pastorale Landschaft verändern; noch ist es nicht soweit, aber es sind schon Beschlüsse gefasst, unter veränderten Bedingungen zu arbeiten. Wo liegen die speziellen Chancen des PR-Dienstes oder ihre besondere Qualität?

Das eine Stichwort habe ich eben genannt: die Kooperation. Während sich früher die Seelsorge hauptsächlich innerhalb der Gemeindegrenzen abgespielt hat, geht es jetzt darum, größere Pastorale Räume in den Blick zu nehmen. Da ist jemand gefragt, der schon von seinem Berufsbild her gewohnt ist, mit anderen Gemeinden zusammenzuarbeiten.



Ein zweites Stichwort des Planes 2009 ist die ‚Schwerpunktbildung‘. Auch dieser Begriff kennzeichnet die Arbeit der Pastoralreferenten. Schon seit geraumer Zeit werden Jugendarbeit und Firmkatechese schwerpunktmäßig von Pastoralreferenten in einem Dekanat wahrgenommen, und das wird sich in Zukunft sicher noch verstärken.

Pastoralreferenten sind gut ausgebildet, sie sind - aufgrund dieser Ausbildung - auch relativ teuer. Sind Pastoralreferenten zu teuer für das, was sie tun, oder haben sie mit der Arbeit, die sie tun, einfach nur ihren guten Preis?

Die Frage ist hoch aktuell, weil es doch immer wieder ums Geld geht. Was heißt eigentlich teuer? Natürlich kann man das in Zahlen ausdrücken. Dann ist klar, dass einer, der ein abgeschlossenes Hochschulstudium hat, eben auch seinen Preis kostet. Ich möchte an dieser Stelle gern einen Vergleich anbringen. Ein Brot kostet jetzt in Friedens- und Wohlstandszeiten seinen Preis. Kommt aber eine Hungersnot, ein Krieg, bekommt das Brot auf einmal einen Wert, der in das Vielfache geht, weil man wenig davon hat. Je begehrtet etwas ist, umso teurer wird es. Im Moment machen viele Menschen die Erfahrung, dass sie von dem leiblichen Brot allein nicht mehr satt werden, sondern nach einer Nahrung für die Seele hungern. In solchen Zeiten werden dann auch Seelsorgerinnen und Seelsorge teuer. Dabei geht es nicht darum, einen Pastoralreferenten gegen einen Priester abzuwägen, sondern beide sind dann teuer, in dem Sinne, dass sie gebraucht werden. Das kostet eben auch seinen Preis, und – auch wenn ich weiß, dass die Finanzen knapp sind – sollten wir uns das auch etwas kosten lassen.

Die PRs stehen in einem Spannungsfeld: einerseits – rein praktisch gesehen – selbständige Seelsorgerinnen und Seelsorger zu sein und auch Rückmeldungen zu ihrer Arbeit zu kriegen, andererseits natürlich in der Struktur abhängig zu sein von geweihten Amtsträgern. Paul-Michael Zulehner hat in seiner jüngsten Studie ermittelt, dass die Berufszufriedenheit derjenigen Pastoralreferentinnen und –referenten am größten ist, die kategorial, also relativ unabhängig eingesetzt sind. Dazu kommt, dass die Pastoralreferenten aus einer Zeit hervorgegangen sind, in der die Priester langsam knapp wurden. Sind PRs immer noch Platzhalter für Priester, die man nicht hat? Sind sie ersetzbar, wenn man sie wieder hat?

Dazu würde ich erst einmal unsere eigenen Erfahrungen anschauen. Die zurückliegenden 25 Jahre haben gezeigt, dass man schlecht den einen durch den anderen ersetzen kann. Natürlich gibt es sehr viele Parallelen und Ähnlichkeiten (nicht zuletzt aufgrund der gleichen Ausbildung), so dass eine Pastoralreferentin oder ein Pastoralreferent in der Seelsorge gut Aufgaben übernehmen kann, die in früheren Zeiten ein Pfarrer oder Kaplan gemacht hat. Doch anstatt die eine Berufsgruppe durch die andere zu ersetzen, würde ich viel lieber das Spezifische beider Berufsgruppen (und damit auch Unterscheidende) in den Blick nehmen.



Beim Priester muss ich nicht viel dazu sagen, sein Spezificum hängt eng mit seiner Priesterweihe zusammen. Beim Pastoralreferenten würde ich gerne den Begriff ‚Laie‘ erwähnen. Als Laie hat der Pastoralreferent im Gegensatz zum Priester die Möglichkeit, eine Familie zu gründen und in der Familie zu leben. Im Gegensatz zur zölibatären Lebensform eines Priesters bietet das Leben eines Pastoralreferenten mit seiner Familie eine Nähe zu den alltäglichen Sorgen und Fragen der Menschen, die in der Seelsorge und Verkündigung etwas sehr Kostbares sein kann. Wir Priester erleben in diesem Punkt doch eine gewisse Distanz und wären nicht schlecht beraten, wenn wir auf die Erfahrungen und auf die Möglichkeiten, die in diesem Spezificum stecken, zurückgreifen würden.

Stichwort ‚Gemeindeleitung‘, auch eines, das uns Zulehner wieder jüngst aufgetragen hat. 2010 wird das Erzbistum wahrscheinlich nicht mehr in der Lage sein, alle 107 Pfarreien mit Pfarrern zu besetzen. Im süddeutschen und süd-westdeutschen Raum werden viele Pastoralreferenten in der Gemeindeleitung eingesetzt, in den rechtlichen Möglichkeiten, die jetzt bestehen. Wäre das auch eine Perspektive für PRs im Erzbistum Berlin?

In dieser Frage will ich mich eher zurückhaltend äußern: Zunächst ist nach dem Kirchenrecht die Gemeindeleitung an die Eucharistiefeier gebunden. Ich weiß, dass Prof. Zulehner Vorschläge geäußert hat (Stichwort: „Leutepriester“), in denen Nicht-Priester einer Eucharistiefeier vorstehen dürfen und somit dann auch die Leitung einer Gemeinde übernehmen könnten. Ob das im Jahre 2010 oder später bei uns zu verwirklichen ist, vermag ich jetzt im Moment nicht zu sagen.

Was mir aber viel wichtiger ist: das Wort ‚Leitung‘ beinhaltet für mich nicht nur eine strukturelle Zuständigkeit, sondern hat etwas mit Autorität zu tun. Erich Fromm unterscheidet: man kann Autorität haben, man kann auch eine Autorität sein. Zweites ist für mich notwendig, um Menschen zu führen, zu motivieren und sie zu begeistern.

Da sehe ich außerhalb dieser strukturellen oder rechtlichen Gegebenheiten eine Menge Möglichkeiten für Pastoralreferenten, „leitend“ tätig zu sein.

Zum Schluss gefragt: Wir haben Geburtstag und wir werden - so wie es jetzt aussieht - eine Zukunft haben. Was wünschen Sie als Seelsorgeamtsleiter der Berufsgruppe für ihre Zukunft?

Zwei Dinge würden mir einfallen: Einmal, was ich nicht wünsche, wäre tatsächlich – wovon wir vorhin gesprochen haben – dass die Entwicklung dahin geht, die Priester durch Pastoralreferenten ersetzen zu wollen.

Sie sind Laien, die einen besonderen Verkündigungsauftrag haben. Als Laien haben sie eine besondere Nähe zu den Menschen. Dieses Charisma zu nutzen und auszubauen wünsche ich meinen Kolleginnen und Kollegen dieser Berufsgruppe

Vielen Dank für das Gespräch.

Das Gespräch führten M. Papenfuß und P. Kloss.



Punkrock in der Kirche

von Dr. Helmut Jansen

Mit so einer Überschrift lässt sich leicht öffentliches Interesse erzeugen. Und dem war auch so, als im November 2006 ein Gottesdienst mit Texten und Liedern der deutschen Punkrock-Band „Die Toten Hosen“ in der Jugendkirche SaM stattfand. Sicherlich ist es ein Ziel der Jugendkirche, die katholische Präsenz in der Stadt zu verbessern. „Doch zu welchem Preis?“ – dürften Kritiker entgegnen.

Angesprochen ist ein Hauptkritikpunkt gegenüber den vielen Jugendkirchen, die in den letzten Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Am Beispiel des „Tote-Hosen-Gottesdienstes“ lässt sich aber ebenso eine kritisch-reflektierte wie innovativ-kreative Pastoral ablesen, wie sie exemplarisch für die Arbeit eines Pastoralreferenten stehen kann: Bei dem genannten Gottesdienst ging es weder um Anbiederung, Assimilation noch um eine Rattenfängermentalität, „damit endlich wieder mehr Jugendliche in die Kirche kämen“: Die Gefahren einer event- und marktorientierten Logik sind dem ehrenamtlich und hauptberuflich geführten Projektteam der Jugendkirche bekannt. Leitend für die Projektarbeit sind dagegen vor allem zwei Aspekte:

1. Kirche muss der Ort bleiben, an dem die Fragen, Ängste und Sehnsüchte der Menschen ihren Platz finden können und aus der Sicht des Glaubens in einen umfassenderen Horizont gerückt werden.

Musik ist für junge Menschen elementar. Sie kann Gefühle widerspiegeln, aufgreifen und verarbeiten. In der Musik verdichtet sich die Erlebenswirklichkeit Jugendlicher. In dem „Tote-Hosen-Gottesdienst“ ging es folglich nicht um eine christliche Vereinnahmung fremder Texte, sondern um das für Kirche notwendige Aufgreifen authentischer Lebensdimensionen. Zumindest stimmt es nachdenklich, wenn die zentralen Lebensfragen mittlerweile auf CDs, aber immer weniger in der Kirche gestellt werden.

„Ich bin gestern, als ich barfuß war, / auf einer Frage ausgerutscht, / die ich irgendwann mal verloren hab / und die schon länger da gelegen haben muss. / Ich hab solange' nichts mehr von ihr gehört, / ganz vergessen, dass es sie noch gibt. / Sie sagte: "Schön, mal wieder bei dir zu sein." / und begann ein Selbstgespräch. / Wofür man lebt - wofür man lebt...

Ich hab mich ganz einfach totgestellt, / so getan als wär ich gar nicht da. / Sie müsse leider nochmal woanders hin, / doch sie käm wieder, sagte sie zu mir. / Ich sah sie grinsen, als sie endlich ging, / und konnte ihre letzten Worte hör'n. / Wofür man lebt - wofür man lebt...“
(aus: Die Toten Hosen, Wofür man lebt)

2. Grenzen sollen weder tabuisiert noch nivelliert werden, denn erst in der behutsamen Auseinandersetzung mit Grenzen, begegnet einem Ungewohntes und Fremdes – vielleicht sogar Gott!

In der Jugendkirche ist weder „alles klar“ und nach einheitlichen Verhaltensmustern geregelt.



Noch ist „alles egal“, weil Kirche einfach zu unverständlich geworden ist. In der Jugendkirche wird dagegen Glaube wieder zum Wagnis, denn hier kann Gott zwischen eingespielten Routinen neu entdeckt werden, sofern die Auseinandersetzung mit den eigenen Selbstverständlichkeiten gesucht wird.

„Ich habe die Unendlichkeit gesehn, / sie ist nicht weit von hier. / Sie liegt auf dem Friedhof und sie ruht sich aus. / Man kann sie atmen hörn. / Sie hat sich unter die Erde gelegt, / bestimmt zwei Meter tief. / Über etwas mehr Licht würde sie sich freuen - / und dass nicht alles hier so ruhig ist.

Ich habe die Unendlichkeit gesehn, / sie ist nicht weit von hier. / Zuerst hab ich sie nicht erkannt, / ihr Aussehen hat mich irritiert. / Ich hätte gedacht, dass sie viel älter ist, / und jeder Ernst hat ihr gefehlt. / Sie ist auch lange nicht so groß / wie man sich's vorstellt.“

(aus: Die Toten Hosen, Die Unendlichkeit)

Die Jugendkirche versteht sich keineswegs als eine Idealform, sondern ausdrücklich als ein Projekt, das an neuen Modellen von Kirche und Liturgie laboriert. Dazu zählt sowohl die Bereitschaft, Fehler zu riskieren, als auch selbstkritisch zu bleiben. Mit Gottesdiensten wie dem „Tote-Hosen-Gottesdienst“ sollen darüber hinaus Anregungen zu einer ähnlichen Umsetzung in den Gemeinden geschaffen werden.

*Der Autor ist Pastoralreferent
an der Jugendkirche SaM.*

20 Jahre Pastoralreferentin in der Krankenhausesorge – gibt es da noch etwas Neues??

von Marina von Weichs

Auch nach so langer Zeit bleibt die Seelsorge spannend, wenn ich mich immer wieder neu auf den jeweiligen Menschen einstelle. Beispiele vor allem aus der Sterbebegleitung mögen zeigen, wie hier Mut zu Unkonventionalität gefordert ist.

Bei einer Freundin, die ich aus einer Percussionsgruppe kannte, habe ich am Sterbebett getrommelt. Sie war schrecklich wütend – auf den Krebs? den vor der Tür stehenden Tod? alle erlebte Schmach? Es tat gut, damit und dagegen laut zu „tönen“, und nach einer Weile war es möglich, in den von ihr so geliebten 3/4 Takt überzugehen. Frieden breitete sich im Zimmer aus.

Eine polnische Frau, die ich ungefähr 1 Jahr begleitet habe, lag zuletzt lange auf der Intensivstation, beatmet, nicht ansprechbar. Was konnte ich für sie tun? Sie hatte nur wenig über ihren Glauben sprechen wollen, aber jetzt erschien es mir richtig, ihr Marienlieder vorzusingen, sie „einzuhüllen“ in den Schutzmantel der Gottesmutter.

Ein Mann wollte seinen langjährigen Freund auf See bestatten lassen. Wir fuhren an die Ostsee und bestiegen das dafür vorgesehene Schiff. Ich sprach einen Segen für den Verstorbenen und er umarmte und küsste die Urne, eh sie versank.



Seit zwei Jahren biete ich zusammen mit einer Psychologin eine kleine Malgruppe in der Onkologie an. Hier wird besonders gut deutlich, dass schwere Krankheiten sich auch mit Kreativität, Heiterkeit und Hoffnung verbinden können. Die Möglichkeit zu Gestaltung und Ausdruck eröffnet immer wieder Räume von Lebenskraft, von Weitung innerer Grenzen und von Gottvertrauen.

Die Krankenhauseelsorge steht vor neuen, fundamentalen Herausforderungen. Die Umstrukturierungen im Gesundheitssystem haben häufig sehr kurze Liegezeiten im Krankenhaus zur Konsequenz. Das führt zu vielen seelsorgerlichen „Einmal-Kontakten“, statt zu längeren Begleitungsprozessen. Vermehrt werden Psycholog/innen zu „Konkurrent/innen“ in Gesprächen über Sinn- und Glaubensfragen, - um nur einige Veränderungen zu nennen. D.h.: die Krankenhauseelsorge muss ihren Ort neu definieren und finden!

Sie ist gezwungen, Schwerpunktsetzungen vorzunehmen. Sie muss stärker interdisziplinär zusammenzuarbeiten und die Begleitung der Mitarbeiter/innen (z.B. in Fortbildungen, Einzelgesprächen, Teambegleitung, ethischen Gesprächsforen und liturgischen Feiern) mehr in den Blick nehmen. Hauptamtliche Krankenhauseelsorge muss sich der neuen Situation stellen, wenn sie sinnvoll und not-wendig bleiben will!

*Die Autorin ist Pastoralreferentin
in der Krankenhauseelsorge.*

Während eines gemeinsamen Wochenendes zur Standortbestimmung des Berufsbildes entwickelten die Pastoralreferentinnen und –referenten ihr derzeitiges Selbstverständnis:

Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sind Theologinnen und Theologen mit vielfältigen Zusatzqualifikationen, die in unterschiedlichen pastoralen Handlungsfeldern tätig sein können.

Durch ihre eigene Berufung und Spiritualität bringen sie als Frauen und Männer im kirchlichen Dienst ihre spezifische Deutung des Lebens aus dem Glauben ein.

Sie arbeiten an der Schnittstelle zwischen Kirche und Gesellschaft. Durch Projekte, die auch neue Wege beschreiben, verwirklichen sie eine missionarische Kirche.

Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten sind regionale Koordinatoren. Sie vernetzen Gruppen, Kreise und Initiativen verschiedener Bereiche und suchen nach Schnittmengen.



„...ein Sammler, ein Jäger, ein guter Ernährer...“?

Männerseelsorge und die Suche nach männlicher Identität und Spiritualität

von Alexander Obst

Wenn Roger Cicero in seinem Lied „Zieh die Schuh aus!“ Klischees, wie „Sammler“, „Jäger“, „Ernährer“, „Helfer“, „Heiler“, „Broker“, „Könner“, „Kenner“, „Don Juan“, und Pflichten, die sich aus ihrer Partnerschaft und der Sorge für Kinder ergeben („Pass aufs Kind auf“, „geh nicht spät aus“), auf humorvolle Weise aufeinanderprallen lässt, dann wird etwas von der Vielschichtigkeit heutigen Mann-Seins sichtbar. Den typischen Mann gibt es nicht. Männer sind auf der Suche nach sich selbst, oft auch innerlich zerrissen von den unterschiedlichen Ansprüchen an sie.

Neben der Erwerbsarbeit, der Rolle als Familienoberhaupt und der Wahrnehmung politischer Verantwortung entdecken Männer zunehmend andere Aufgaben und Felder, die für sie im Hinblick auf ein erfülltes Leben wichtig sind, z.B. Persönlichkeitsentwicklung, Muße, Sport, kulturelle Bildung, Familie, Haushalt, Partnerschaft, Beziehungspflege. Männer fragen nach ihren Charismen, Kompetenzen und Talenten für diese Bereiche.

Die Männerseelsorge heute ist Begleitung in diesem Prozess, zu dem auch die Frage nach den Besonderheiten männlicher Spiritualität und Gottesbeziehung gehört. Sie entwickelt sich weg von der traditionellen „Standesseelsorge“, hin zu einer biographisch- und geschlechtsbezogenen Seelsorge. Grundlage hierfür sind die „Richtlinien für die Männerseelsorge und kirchliche Männerarbeit“ der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahr 2001.

Die konkrete Aufgabe besteht darin, Männer miteinander ins Gespräch zu bringen und sie bei der Suche nach ihrer Identität und Spiritualität zu begleiten. In festen Gruppen (z.B. in Gemeinden) oder auf Wochenenden lernen Männer, sich miteinander über ihr Mann-Sein auszutauschen, von sich zu erzählen und sich dabei selbst besser zu verstehen und kennenzulernen. Auf die unterschiedlichen Lebensphasen bezogen, werden „Männerthemen“ angesprochen und mit Glaubenserfahrung in Beziehung gesetzt. Dazu gehören auch schwierige Themen, wie Sexualität, Lebenskrisen (Arbeitslosigkeit, Trennungserfahrungen) und Partnerschaft. Vorbilder aus der Bibel oder aus dem Christentum können helfen, eine Männern gemäße Spiritualität zu entdecken.

*Der Autor ist Pastoralreferent und
Beauftragter für die Männerseelsorge.*



Als Familie im Pfarrhaus auf dem Lande

von Martin Reiland

Eigenartig war es schon als wir 1998 als sechsköpfige Familie ins Pfarrhaus in Pritzwalk einzogen – und das nicht nur für uns. Der Pfarrer war gerade in den Ruhestand gegangen, die Gemeinde von seinem Stil geprägt und enttäuscht, dass kein neuer Pfarrer kommen sollte – und dann steht da plötzlich ein Kinderwagen, ein Dreirad und andere ungewohnte Dinge auf dem Pfarrhof. „Der Neue ist Pastoralreferent – was das wohl ist?“ Die Leute aus der Gemeinde waren etwas unsicher. Aber dann ging es ganz schnell. Wir haben uns beschnuppert und festgestellt, dass wir zusammenpassen. Die Sache mit der Frau und den Kindern wurde plötzlich als Bereicherung empfunden und das neu ins Pfarrhaus eingekehrte Leben von vielen positiv vermerkt. Meine Frau wurde zunächst als „Frau Pastor“ angesprochen, was sich aber auch bald legte.

Natürlich war es für uns als Familie und für mich als Pastoralreferent eine gewisse Umstellung die Großstadt Berlin gegen das flache Land zu tauschen, aber wir haben es nicht bereut. Das Familienleben wurde vielfach erleichtert und die Arbeit in der Gemeinde und im Dekanat als Jugendseelsorger machen bis heute viel Spaß, trotz all der Schwierigkeiten, mit denen wir hier in der Diaspora zu kämpfen haben.

Ein Aspekt, der in den Jahren dabei immer wichtiger wurde, ist die existenzielle Frage vieler – gerade junger – Menschen, welche Perspektiven sie hier haben. Dies rückt immer stärker in den Mittelpunkt meiner Arbeit. Ein Projekt, das sich daraus entwickelt ist das Landjugendhaus in Meyenburg. Das dortige Pfarrhaus wurde der Katholischen Landjugendbewegung (KLJB), einem Jugendverband, der sich für junge Menschen auf dem Land einsetzt, übergeben, damit dort ein Jugendhaus mit Übernachtungsmöglichkeiten und einem Bildungsangebot entstehen kann. Als geistlicher Verbandsleiter der KLJB unterstütze ich das Projekt nach Kräften, damit junge Leute eine Chance sehen, in der Region zu bleiben und Perspektiven dafür entwickeln können. Wir sind auf einem guten Weg – vieles bleibt noch zu tun.

*Der Autor ist Pastoralreferent
im Dekanat Wittenberge*



„... nicht nur Gewohntes verwalten, sondern für Neues offen sein.“

von Martin Figur

Zum 25-jährigen Jubiläum der Berufsgruppe der Pastoralreferent/innen im Erzbistum Berlin bin ich gebeten worden, aus Sicht eines Gemeindemitgliedes meine Erfahrungen und Eindrücke zu schildern. Den „klassischen“ Pastoralreferenten lernte ich in einer Gemeinde in seiner Aufgabe als Jugendseelsorger kennen. Der Vorteil dieses Berufsbildes gerade in der Jugendarbeit ist nicht zu unterschätzen. Da in vielen Gemeinden keine Kapläne mehr zur Verfügung standen, sind hier durch die meist jungen Pastoralreferenten wichtige Ansprechpartner für die Jugendseelsorge geschaffen worden. Gerade in den verschiedenen Fragen der Lebensentwicklung können sie - auch aus eigenen Erfahrungen abgeleitete - Ratschläge geben.

Da die Pastoralreferenten in der Regel pfarrübergreifend eingesetzt werden, sind diese außerhalb der Jugendarbeit in den Gemeinden, so meine Erfahrung, nicht so sehr bekannt. Es ist manchmal auch schwer, gerade älteren Gemeindemitgliedern zu vermitteln, warum es neben Priestern und Gemeindeferent/innen noch eine weitere Berufsgruppe von Theologen gibt. Hier sind die Pfarrer, aber auch die Pfarrgemeinderäte gefordert, die Pastoralreferenten und ihre Stellung innerhalb des Dekanates und der Pfarrei zu stärken.

Ein wichtiges Aufgabenfeld sehe ich auch in der Kategorialseelsorge. Besonders der Dienst im Krankenhaus, um nur ein Arbeitsfeld herauszuheben, ist nicht zu unterschätzen. Da die Pastoralreferenten im Gegensatz zu den Priestern weder Gemeinde- noch Verwaltungsaufgaben haben, können sie sich hier besonders intensiv um diese seelsorgerische Aufgabe kümmern.

Im Zuge der Haushaltssanierung im Bistum erlebte ich Pastoralreferenten als Gemeindebegleiter. Durch ihre hohe Fachkompetenz wurde der Prozess der Fusionierung und pastoralen Neuausrichtung in den Dekanaten positiv beeinflusst.

Für die Zukunft wünsche ich mir, dass die Berufsgruppe einen hohen Bekanntheitsgrad in den Gemeinden und mehr Anerkennung von den Priestern erhält. Wir können als Kirche unser Profil nur dann schärfen, wenn wir hochqualifizierte Seelsorger haben, die nicht nur Gewohntes verwalten, sondern für „Neues“ offen sind. Dadurch können wir die Menschen in unserem Bistum erreichen, sie neugierig auf unseren Glauben machen. Zum 25-jährigen Jubiläum beglückwünsche ich alle Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten. Ich wünsche ihnen, dass sie immer wieder Menschenfischer sind und bleiben und die Begeisterung des Evangeliums in unsere Gesellschaft hinaustragen.

*Der Autor ist Pfarrgemeinderatsvorsitzender
in St. Martin, Berlin-Märkisches Viertel*



Menschen in Augenhöhe

von Niklas Weinges

Mit Ulrich Kmiecik fing die Tradition der Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen im Dekanat Reinickendorf an. Es folgten Nikola Brietzke, Peter Kloss, Dietmar Swaton und im Augenblick Esther Göbel. Die ersten Jahre war diese Stelle in St. Martin angebunden, später in Regina Mundi und seit Peter Kloss in Maria Gnaden.

Meine Erfahrungen im Pfarrverbund Maria Gnaden mit dieser Berufsgruppe: Es sind Menschen mit hoher theologischer Kompetenz und Motivation. Bei uns waren und sind die Pastoralreferenten alle für das Dekanat angestellt und zwar mit verschiedenen Aufgabengebieten: Dekanatsjugendarbeit, Bildungsarbeit im Dekanat und Verbindungen zum Stadtbezirk. Diese verschiedenen Aufgaben und Orte machen es ihnen schwer, ein sichtbares Bein in die Gemeinden zu bekommen.

Für ein fruchtbares und befriedigendes Arbeiten der Pastoralreferentinnen und -referenten waren mir als Unterstützung immer wichtig:

1. Eine spürbare Beheimatung in der Gemeinde, in der das Büro des Pastoralreferenten ist. Mit dem ganzen Pfarrteam trafen wir uns jeden Freitag früh zu den Laudes, zum gemeinsamen Frühstück und der anschließenden Dienstbesprechung. Das Frühstück nahm dabei einen sehr wichtigen Raum ein. Miteinander essen und erzählen, ein Gläschen Sekt trinken falls jemand Geburtstag hatte. Die Pastoralreferenten waren mitten drin angesiedelt. Es war eine Atmosphäre, in der jede/jeder sich angenommen fühlte.
2. Im Dienstgespräch unter den pastoralen Hauptamtlichen (PR,GR und Pfr.) wurde in „gleicher Augenhöhe“ beraten und geplant. Ich hoffe, dass es mir immer gelungen ist, den Pfarrherrn im Zaum zu halten!
3. Informationen sind weitergegeben worden. Das war einfach, weil man sich ja öfter im Pfarrbüro traf. Dabei war mir wichtiger zu einer Tasse Kaffee gleich einzuladen und am Rande Themen auszutauschen, als zum Dienstgespräch einzuladen und am Rande eine Tasse Kaffee zu trinken.
4. Durch die Aufteilung der Arbeitsfelder in die verschiedenen Gemeinden des Dekanates war es nur schwer möglich, dass der/die Pastoralreferent/in ein „Gesicht“ in den Gemeinden bekam. Nur wenn es in den Gemeinden „Auftritte“ in Gottesdiensten oder größeren Veranstaltungen gab, ergab sich eine Chance bekannt zu werden. Da muss mehr getan werden.

Ich bin dankbar für die Zusammenarbeit mit den Pastoralreferentinnen und -referenten, habe viel gelernt und Motivation erfahren. Dankbar bin ich auch für die anhaltenden Freundschaften.



Für die Zukunft der Kirche von Berlin:

Wie die Kirche der Zukunft aussehen wird, wissen wir noch nicht. Was wir wissen, ist der kommende Mangel an Pfarrern. Wir brauchen heute Pfarrer, aber auch Pastoralreferentinnen und Pastoralreferenten mit großer theologischer Kompetenz, mit einer gesunden Frömmigkeit und dem Mut, mitten im Leben und in unserer Kirche nicht ängstlich 100 Jahre zurück, sondern nach vorne zu schauen, um glaubwürdig Verbogenes gerade zu richten und von dem befreienden Geist Jesu zu erzählen und danach zu handeln.

Sie sollten auch die Möglichkeit haben, Gemeindeleitung zu übernehmen, das Wort Gottes in der Eucharistiefeier zu verkünden und so Ansprechpartner für die Menschen zu sein.

Vor allen Dingen sollten sie der Kirche von Berlin erhalten bleiben.

Der Autor ist Pfarrer im Ruhestand.

Mit Blick von außen – Pastoralreferent/innen im Erzbistum Berlin

von Martin Thurner

Ich erinnere mich, was ich beim Jubiläumswochenende und – Wochenbeginn 4.-6. Mai 2007 unter dem Leitwort ‚gehen – innehalten – gehen‘ (Peter Handke) gesehen, gehört, gespürt, also erlebt habe und was mich selber dabei bewegt hat.

Ich denke an die erste Besprechung im Haus der Dominikaner: eine gute Atmosphäre, die drei Pastoralreferent/innen wissen, was sie wollen, machen auf mich einen kompetenten Eindruck und vermitteln mir eine Gewissheit im Blick auf das kommende Jubiläum. Ich kann alle meine Fragen und Anfragen anbringen und bin überrascht, wo und wie die Pastoralreferenten im Erzbistum tätig sind; besonders interessiert mich, wie viele in Stabstellen und Entwicklungsprojekten arbeiten. Von meiner Supervisionstätigkeit seit 1990 in Berlin ist mir besonders bekannt die ungeheure Umbruchsituation, die sich auf alle Gemeinden und seelsorglichen Berufsgruppen auswirkt. Beim Zuhören (und Zuschauen) läuft bei mir der Film mit, wo es Abschied nehmen heißt von früheren Strukturen, wo Übergänge zu gestalten sind, was sich wiederum auf alle Lebens- und Arbeitsnetze auswirkt. Und jetzt ein ‚Silberjubiläum‘, also 25 Jahre anschauen, seit es Pastoralreferent/innen im Erzbistum gibt, ist doch eine ziemliche Herausforderung, noch dazu in der Kürze der vorgegebenen Zeit.

Mich freut es, dass die Teilnehmer/innen in fünf Gruppen anreisen und den Ankommtag selber gestalten mit den verschiedensten Fortbewegungsmöglichkeiten, meist im Austausch über persönliche Erfahrungen und biblische Leitworte.

Natürlich kann der gemeinsame Abend nur eine Zusammenfassung sein, wo jede Gruppe den anderen mitteilt, was sie erlebt und wie sie sich erlebt hat.



Der Samstag bringt es an den Tag: die Berufsgruppe besteht aus sehr unterschiedlichen Individuen, die Zugänge zur Gruppe sind jeweils ganz anders; es wird spannend, miteinander diese Geschichte zu teilen. Das Innehalten schaut auf den gemeinsamen und einzelnen Weg. Ich bin beeindruckt, wie lösend und fördernd das Erzählen wirkt. Ganz von selber beginnt der, der als erster Pastoralreferent im Erzbistum begonnen hat. Zur Sprache kommen: wer hat wen begleitet und aufgenommen, wo gab es Engstellen, wie hat sich der Berufsverband organisiert, was bedeuten die Treffen und Fortbildungen, wo gibt es Ressourcen ...? Ganz von selber geben sich die Teilnehmer z.T. sehr reichhaltiges Feedback. Aus dem, ‚wer hat sich wann und wo und wie angeschlossen?‘ öffnet sich schon der Blick in die Zukunft. Die beiden Vormittagseinheiten (je ca. 80 Minuten) sind voll von einem sehr bildhaften, spannenden Erzählen, zwischendurch bestätigendem Lachen und einer Heiterkeit, die von gruppeninternem Vertrauen zeugt. Diese Gabe des Erzählens und des konzentrierten Zuhörens in der Gruppe hat mich sehr beeindruckt, auch als Ausdruck jahrelang gewachsenen Miteinanders. Nach soviel Großgruppe ist natürlich Kleingruppe angesagt: „In meiner Arbeit als Pastoralreferent/in komme ich mir manchmal so vor, wie ...“ ein paar Farben, eine kleine Skizze und schon kann jede/r Teilnehmende erzählen, die übrigen drei hören zu. Diese Runde dient der je eigenen Standortbestimmung, zugleich ergeben sich deutliche Rückmeldungen an die Berufsgruppe und den Berufsverband. Das ist dann Thema der nächsten Einheit mit dem Oberthema: „Wir entwickeln uns weiter – wir arbeiten an verschiedenen Ideen“. Es geht um ‚Brückenkopf Kirche‘ mit den verschiedenen Bestärkungen und Herausforderungen, um Lobbyarbeit, Berufsgruppe und Berufsverband wie Ressourcen. Alle Teilnehmenden suchen sich ihre Wunschgruppe. Die Ergebnisse werden abends vorgestellt und gesichert, eine Arbeitsgruppe gebildet und ein nächstes Treffen vereinbart. Am Leitbild soll im Oktober gearbeitet werden. Ich spüre in der Gruppe ein großes Potenzial, viel Lust zu gestalten. Das Bild vom Baum als ‚wachsende Größe‘ löst eine gute Atmosphäre aus und Freude am Zusammensein: „Wir sind eine Gruppe, der die Zukunft gehört“

*Der Autor ist Pfarrer und Supervisor
Im Erzbistum München*

Zur Berufsgruppe der Pastoralreferentinnen und –referenten gehören derzeit 25 Personen (23 mit zweiter Dienstprüfung - davon 5 Frauen - und 2 Pastoralassistentinnen). 10 Personen arbeiten schwerpunktmäßig in Dekanaten und 10 sind in der Kategorialseelsorge eingesetzt. 5 Personen füllen Sonderaufgaben aus.



Vernachlässigung und sexuelle Gewalt an Kindern und Jugendlichen in der katholischen Kinder- und Jugendarbeit

von Burkhard Roß

Gravierende, auch öffentlich verstärkt wahrgenommener Vorfälle von Kindesvernachlässigungen - z. T. mit Todesfolge - veranlassten den Bundesgesetzgeber zu einer Gesetzesinitiative, den Kinder- und Jugendschutz in der Kinder- und Jugendhilfe zu verbessern. Nach wie vor gehört es zum Alltag von Kindern und Jugendlichen, dass sie unabhängig von Alter, Herkunft oder Geschlecht Opfer sexueller Gewalt werden können. Berufliche und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der katholischen Kinder- und Jugendarbeit sind bewusst oder unbewusst mit Opfern sexueller Gewalt in Kontakt. Da Täter - selten auch Täterinnen - strategisch vorgehen, müssen wir uns als Gemeinden, Verbände und Einrichtungen, als Vertrauensorte für Kinder und Jugendliche aber auch der Tatsache stellen, dass sich nicht nur Opfer, sondern auch Täter in den eigenen Reihen befinden können. Aber auch die Vernachlässigung von Kindern und Jugendlichen mit ihren physischen und psychischen Komponenten wird mehr oder weniger im Rahmen unserer Arbeit sichtbar in Gruppen, auf Ferienreisen, RKW's und anderen Gelegenheiten. Im Kinder- und Jugendschutz stehen wir vor einer ganzen Reihe von Herausforderungen:

- ▶ Wie können wir gewährleisten, dass Kinder und Jugendliche in unseren Verbänden und Gemeinden Schutz und Förderung erfahren?
- ▶ Wie schaffen wir in unseren Zusammenhängen eine Atmosphäre von Respekt, Vertrauen und Offenheit?
- ▶ Wie finden wir eine gemeinsame Sprache, um altersgerecht mit Kindern und Jugendlichen über Gefühle und Sexualität, aber auch mögliche Gefahren zu reden?
- ▶ Wie können wir Kinder und Jugendliche stark machen, sexuelle Übergriffe zu erkennen, einzuordnen und sich dagegen zu wehren?
- ▶ Wie können wir es lernen, Signale zu erkennen, dass ein junger Mensch unsere Hilfe und Unterstützung braucht?
- ▶ Wie schaffen wir es, Kinder und Jugendliche für Grenzverletzungen zu sensibilisieren, dass z.B. sexualisierte Witze auch Grenzverletzungen sein können?
- ▶ Wie gehen wir mit unserer eigenen Scham, unseren eigenen Grenzen und Unsicherheiten um?
- ▶ Wie können wir Ehrenamtliche in unseren Verbänden und Gemeinden sensibilisieren, ohne sie zu überfordern?
- ▶ Wie gehen wir mit der Tatsache um, dass wir in unserer Arbeit mit Opfern und Tätern zu tun haben können?
- ▶ Was tun wir bei Verdacht auf Misshandlung oder sexuelle Gewalt?
- ▶ Wie können wir bei Vernachlässigung auf die Eltern einwirken?
- ▶ Wo sind wir selber überfordert, wo bekommen wir Hilfe?

Um wenigstens auf einige dieser Fragen eine Antwort zu finden, veranstalteten der BDKJ und das Erzbischöfliche Amt für Jugendseelsorge die Fortbildung „Der Umgang mit Vernachlässigung und sexueller Gewalt an Kindern und Jugendlichen in der katholischen Kinder- und Jugendarbeit“. Dass die genannten Herausforderungen keine allein theoretischen Fragen sind, wurde in manchen Erfahrungen der über 60 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus Gemeinden, Jugendverbänden, Einrichtungen, Ordinariat und Schulen im Verlauf der Veranstaltung deutlich:

- ▶ Eine Gruppe 10-Jähriger fesselt einen gleichaltrigen Jungen an einen Baum, zieht ihm die Hosen runter, spielt an seinem Penis und lässt ihn allein zurück.
- ▶ Ein Kind hat angefaulte Zähne und sagt, dass seine Eltern nicht mit ihm zum Zahnarzt gehen wollen.
- ▶ Es kommt zu sexuellen Handlungen zwischen Gruppenleiter und einer 15jährigen Teilnehmerin.
- ▶ Ein Junge erzählt seinem Gruppenleiter, dass sein Freund immer mit seinem Onkel in den Keller fotografieren gehen muss.



Was sexuelle Gewalt ist, welche Auswirkungen sie hat, welche Strategien Täter anwenden, wie im Verdachts- oder Notfall zu verfahren ist, dies alles war Themen auf der genannten Fortbildung, deren Ergebnisse und Folgerungen hier auszugsweise dokumentiert werden. Dies schließt auch die Darstellung der neuen Rechtslage und die sich daraus ableitenden Konsequenzen für die katholische Kinder- und Jugendarbeit im Erzbistum Berlin ein. Der Beitrag von Frau Homann soll zudem einen tieferen Einblick in die Thematik ermöglichen.

Neuerungen im Kinder- und Jugendschutz und ihre Konsequenzen für die katholische Kinder- und Jugendarbeit

Im Kinder- und Jugendhilfweiterentwicklungsgesetz (abgekürzt: KICK) wurden zwei neue gesetzliche Regelungen eingeführt:

- Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung (§ 8a KJHG)
- Kriterien für geeignetes Personal (§ 72a KJHG)

Verbunden mit dem Anliegen, den Kinder- und Jugendschutz wirksam zu verbessern, wurde gleichzeitig ein Paradigmenwechsel vollzogen: Die bisher dem öffentlichen Träger zukommende Verantwortung wurde auf freie Träger der Kinder- und Jugendhilfe verlängert. Künftig werden freie Träger – also auch die katholische Kirche mit ihren Verbänden, Gemeinden und Einrichtungen – nachweislich verpflichtet sein, auf Kindeswohlgefährdungen zu achten und entsprechende Maßnahmen einzuleiten.

Der § 8a KJHG sieht vor:

- Der Öffentliche Träger soll das Gefährdungsrisiko bei Kindeswohlgefährdung im Zusammenwirken mehrerer Fachkräfte abschätzen und ggf. Hilfen anbieten
- Vereinbarungen mit Freien Trägern von Einrichtungen und Diensten sollen den gleichen Schutzauftrag unter Hinzuziehung einer erfahrenen Fachkraft sicherstellen
- Fachkräfte sollen bei Erziehungsberechtigten auf Inanspruchnahme von Hilfen hinwirken, ansonsten das Jugendamt einschalten.

Der § 72a KJHG sieht vor:

- Beschäftigungsverbot in der öffentlichen Jugendhilfe von Personen mit Straftaten insbesondere gegen die sexuelle Selbstbestimmung
- Pflicht zur Vorlage eines Führungszeugnisses bei beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
- Vereinbarungen mit freien Trägern von Einrichtungen und Diensten zur Sicherstellung der persönlichen Eignung ihrer Beschäftigten.



Das neue Gesetz wird in den einzelnen Bundesländern unterschiedlich interpretiert und ausgelegt, so dass auch in unserem Erzbistum teilweise unterschiedliche bundeslandspezifische Regelungen greifen. Für die katholische Kinder- und Jugendarbeit im Erzbistum Berlin bedeutet die Umsetzung konkret:

- die Sensibilisierung und Qualifizierung beruflicher und ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- die Aufnahme des Kinder- und Jugendschutzes als Bestandteil der Ausbildung Ehrenamtlicher („JuleiCa-Schulung“ und „Geld & Gesetz Kurse“)
- ehrenamtliche und berufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen stärker als bisher und nachweislich auf Kindeswohlgefährdung achten (entsprechende Nachweisregelungen müssen BDKJ und EAJ bei geförderten Maßnahmen einführen)
- bei Verdacht Hinzuziehung einer erfahrenen Fachkraft und Mitteilungspflicht bei Vorfällen
- Vorlage von Führungszeugnissen der beruflichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im kinder- und jugendpastoralen Dienst (Priester, Gemeindeferent/innen, Pastoralreferent/innen, Bildungsreferent/innen...) alle fünf Jahre beim Arbeitgeber
- nur in Berlin: Wird eine mehrtägige Veranstaltung ausschließlich von Ehrenamtlichen geleitet, muss auch eine Leitungsperson ein Führungszeugnis vorlegen (Ausnahme: Wochenendseminare der außerschulischen Bildung mit überwiegend eigenen Mitgliedern).

In einer Richtlinie des Generalvikars zum Kinder- und Jugendschutz, die zum 1.9.2007 im Amtsblatt veröffentlicht werden soll, werden die einzelnen Anforderungen noch einmal detailliert beschrieben.

Der BDKJ und das Erzbischöfliche Amt für Jugendseelsorge haben das Merkblatt „*Wenn dir etwas komisch vorkommt...*“ mit Informationen und Ratschlägen, wie Sie sich im Verdachts- oder Notfall verhalten sollten und bei wem Sie selber Unterstützung und Hilfe bekommen können, herausgegeben. Die wichtigsten Hinweise sind in dieser Ausgabe der „Informationen“ übernommen.

*Der Autor ist Referent für
soziale u. politische Bildung
beim BDKJ Berlin*

Sexuelle Gewalt an Mädchen und Jungen und ihre Auswirkungen

von Frauke Homann, Sozialarbeiterin

In den letzten Jahren haben wir uns daran gewöhnt, Meldungen zu lesen oder zu hören, dass Kinder Opfer von sexuellen Misshandlungen werden, Täter sich vor Gericht verantworten müssen, kinderpornografisches Material beschlagnahmt wird, ja, dass sogar Priester unter Verdacht geraten und der Papst sich dazu veranlasst sah, eine Kommission zu dieser Problematik einzusetzen.

Anfang 1980 wurde dieses brisante Thema erstmals in Deutschland von betroffenen Frauen an die Öffentlichkeit gebracht und diskutiert. „Wildwasser“ war das erste Modellprojekt in Deutschland, das sich um sexuell missbrauchte Mädchen kümmerte, gefördert von der Bundesregierung und wissenschaftlich begleitet. Sehr schnell entstanden bundesweit weitere Beratungsstellen und Selbsthilfegruppen und der Skandal des sexuellen Kindesmissbrauchs wurde plötzlich ein öffentliches Thema, oft reißerisch aufgearbeitet in Presse und Fernsehen. Pädophile Gruppen und deren Unterstützer machten Front gegen angebliche Sexualfeindlichkeit und gegen schärfere Gesetze zum Schutz von Kindern. Der Begriff „Missbrauch mit dem Missbrauch“ machte die Runde und verunsicherte zunehmend das pädagogische Personal, das aufgrund von Fortbildungen sensibilisiert war und Verdachtsfälle meldete.

Inzwischen haben sich Hektik und Aufregung gelegt. Das Problem wird als Tatsache akzeptiert und die Bereiche Pädagogik, Therapie und zunehmend auch die Medizin haben sich kontinuierlich weiter professionalisiert. Polizei und Justiz tragen dem Anstieg von Anzeigen Rechnung und haben ihre Verhörmethoden verbessert, Gesetze wurden verändert und z. T. verschärft. Weiterhin schwierig bleibt der persönliche Umgang mit dem Thema: die Empörung, die emotionale Betroffenheit, die Angst vor Überreaktion oder falschem Verdacht, die Sorge um den blinden Fleck.

Über Sexualität zu reden, fällt vielen von uns schwer, weil es einerseits der intimste Bereich ist, der andererseits aber gleichzeitig gnadenlos öffentlich dargestellt wird. Wir selber können uns abgrenzen und so gut es geht schützen, Kinder können es nicht. Sie brauchen unsere Aufmerksamkeit, unsere Fürsorge und unser Engagement. Um kompetent zu handeln, muss man allerdings etwas über die Dynamik und die Auswirkung der sexuellen Gewalt wissen. Wo fängt sie an? Wer führt sie aus? Welche Mittel werden eingesetzt?

Von „sexuellem Missbrauch“ spricht man, wenn sich ein Erwachsener einem Kind, das ihm in geistiger, emotionaler und körperlicher Weise unterlegen ist, in sexueller Absicht nähert. Der Erwachsene nutzt dabei seine Autorität, um auf Kosten eines Kindes sein Bedürfnis nach Intimität und körperlicher Nähe auszuleben. Er kann dies tun, indem er das Kind gegen seinen Willen küsst oder in erogenen Zonen berührt, es genital, oral oder anal vergewaltigt. Auch das Zeigen pornografischer Bilder, das Filmen eines Kindes in sexuellen Posen, das Animieren mehrerer Kinder zu sexuellen Handlungen untereinander sind sexueller Missbrauch und somit strafbar.



Da Kinder aufgrund ihrer kognitiven und emotionalen Entwicklung nicht wissen können, auf was sie sich einlassen, geraten sie in eine doppelte Falle. Durch das Gebot der strikten Geheimhaltung und das Gefühl, mitgemacht zu haben, gerät das Kind in eine starke Verwirrung und Orien-

tierungslosigkeit. Erlernte Familiennormen stimmen nicht mit dem Erlebten überein. Das Kind weiß nicht mehr, was gut oder böse ist. Das kindliche Vertrauen wird elementar gebrochen und sexuell gewendet. Die Schädigung kann das ganze Leben beeinflussen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, dass Kinder am sexuellen Missbrauch nie Schuld haben. Die Verantwortung trägt immer der Erwachsene. Es gibt aber bestimmte Faktoren, die dazu führen können, dass Kinder gefährdet und verletzlich sind. Das kann besonders bei Kindern zutreffen, die



- emotional vernachlässigt sind,
- in sozialer Isolation leben,
- den erwachsenen Täter sehr gern haben,
- für Geschenke besonders empfänglich sind,
- Angst vor Strafe haben,
- sich als macht- und hilflos erleben,
- in einer körper- und sexualfeindlichen Umgebung aufwachsen und die
- daran gewöhnt sind, dass ihnen Missachtung entgegengebracht wird.

Generell lässt sich sagen, dass sexuelle Übergriffe auf Kinder fast nie ohne psychische Folgen bleiben. Sie sind abhängig

- vom Alter des Kindes,
- von der Schwere und Dauer des Missbrauchs,
- von der Dichte des Verwandtschaftsgrades,
- vom Grad der Geheimhaltung.

Mögliche Folgen des sexuellen Missbrauchs in der Kindheit sind

- starker Schuldkomplex des Opfers,
- eine extreme Verwirrung,
- Beziehungsstörungen innerhalb der Familie (zum Vater und zur Mutter),
- psychosomatische Erkrankungen,
- Autoaggressionen und
- Verhaltensauffälligkeiten, möglicherweise auch im Sexualbereich.

Sexueller Missbrauch ist kein schichtenspezifisches Problem. Er kommt in allen Gesellschaftsschichten, in allen Kulturen, in allen Ländern vor. Die Täter sind in der Regel psychisch nicht auffälliger als Männer, die keine Kinder missbrauchen. Wird ein Mädchen oder ein Junge bis zum 14. Lebensjahr sexuell missbraucht, muss der Täter in Deutschland inzwischen mit einer empfindlichen Haftstrafe rechnen. Diese Altersgrenze erhöht sich auf 18, wenn es sich um eine widerstandsunfähige Person handelt - also Jugendliche mit Behinderungen - oder um Schutzbefohlene, das sind Schüler und Schülerinnen, Jugendliche in Heimen und Auszubildende in einem Abhängigkeitsverhältnis - z.B. zu einem Lehrer, Meister usw.

Sexueller Missbrauch ist ein „Offizialdelikt“, d.h.: wenn die Polizei davon erfährt, muss sie ermitteln. Eine Anzeige kann nicht zurückgenommen werden. Da missbrauchte Kinder in der Regel nie selbst Anzeige erstatten, hat der Gesetzgeber die Verjährungsfrist verlängert. Sie beginnt jetzt mit dem 18. Lebensjahr und hat dann eine Dauer von 10 Jahren. Damit hat man der Tatsache Rechnung getragen, dass abhängige Kinder oft erst im Erwachsenenalter die psychische Kraft besitzen, ihre Täter vor Gericht zu bringen. Dies ist für die Opfer eine deutliche Verbesserung. Gleichaltrige Partner, unterstützende Personen oder professionelle Helfer/innen lassen eine erwachsene betroffene Person einen Prozess besser überstehen als dies bei Kindern der Fall wäre.

Sexueller Missbrauch ist in der Regel eine Beziehungstat, d.h. der Täter oder die Täterin kannten vorher das Opfer. Im familiären Nahbereich kommt es deshalb am häufigsten zu Übergriffen. Oft sind in einer Familie mehrere Kinder betroffen. Die Dunkelziffer ist in diesem Bereich enorm hoch, da Abhängigkeit und Scham besonders groß sind. Der Täter könnte ins Gefängnis kommen, die Mutter könnte den Partner verlieren, das Kind die Familie verlassen. Darum manipuliert der Täter sein Umfeld und bedroht in der Regel sein Opfer - nicht immer körperlich, aber immer emotional. Er versucht mit viel Energie, es in Abhängigkeit zu halten, auch mit Geschenken oder durch die Zuteilung einer besonderen Rolle in der Familie.

Der Täter im familiären Umfeld kann der leibliche Vater sein, der Freund der Mutter, der Stiefvater, der Onkel, der Nachbar, der ältere Bruder, der Cousin oder der Babysitter. Der Anteil der Männer als Täter liegt deutlich höher als der Anteil der Frauen, der nach heutigem Erkenntnisstand eher als gering einzustufen ist. Dennoch spielt z.B. die Mutter als weibliche Bezugsperson in dieser Dynamik eine bedeutende Rolle. Oft wird das Missbrauchsgeschehen von der Mutter nicht wahrgenommen, weil sie vor dieser Erkenntnis zurückschreckt; sie deutet die Verhaltensweisen des Täters und des Kindes falsch, oft deckt sie sogar das Geschehen und blockt Gespräche über ihre familiäre Situation nach außen hin ab. So nimmt das betroffene Kind wahr: „Hier in meiner Familie werde ich keine Hilfe erfahren“ und schweigt.



Mädchen werden häufiger missbraucht als Jungen. Etwa 8,6% aller Mädchen und 2,8% aller Jungen werden nach Umfragen Opfer sexueller Übergriffe. Die Dunkelziffer liegt erheblich höher. In der Altersgruppe der 6-11jährigen werden Kinder am häufigsten sexuell missbraucht, gefolgt von den 0-5jährigen. Das mag viele erstaunen, weil immer noch häufig angenommen wird, dass pubertierende Kinder ab 12 Jahren am häufigsten betroffen wären - vielleicht sogar in der Annahme, dass diese ihre beginnende Sexualität spielerisch einsetzen und somit Männer provozieren. Die genannten Zahlen sprechen eine andere - eine brutalere Sprache.

Männer, die Kinder sexuell missbrauchen, legen es darauf an, sich ihre Opfer über längere Zeit gefügig zu halten, solange es die Umstände erlauben. In ihren sexuellen Phantasien werden die Taten vorbereitet, dazu werden häufig auch pornografische Bilder verwendet. Es gehört inzwischen fast schon zur Standardausrüstung einer Familie, eine Video- bzw. Digitalkamera, einen Recorder und Zugang zum Internet zu haben. Wurde früher die Sofortbildkamera benutzt, um an Bildmaterial zu kommen ohne auf ein Fotolabor angewiesen zu sein, so sind heute die Möglichkeiten dank der digitalen Technik enorm erweitert und vereinfacht. Das Konsumieren von Kinderpornografie via Internet ist bequemer und intimer. Der Schritt, die eigene Tochter, den Sohn plötzlich unter diesem Aspekt zu sehen, ist für manche von Ihnen nicht allzu groß. Das eigene Kind könnte missbraucht, gefilmt und übers Internet angeboten werden. Das Bild - vielleicht später sogar das Kind - ein Projekt, mit dem viel Geld zu verdienen ist. In dem Bereich der Kinderpornografie sind nicht selten auch Frauen anzutreffen - als Mittäterinnen oder Vermittlerinnen. Kinderpornografie ist strafbar - auch wenn sie im Ausland begangen wird. Früher wurde nur der Handel bestraft, jetzt auch der Besitz von Bildern; denn jedes Bild zeigt ein Opfer sexuellen Missbrauchs. Gleichzeitig ist das Bild/der Film ein Beweismittel, dass es dieses Opfer tatsächlich gibt.

Die Existenz der Bilder ist für beide - Täter wie Opfer - schwerwiegend. Der Täter kann nicht leugnen, wenn er oder sein Opfer identifiziert sind. Für das missbrauchte Kind bedeuten die Bilder eine lebenslange Qual. Es weiß, dass der Missbrauch sichtbar ist und vielfach kopiert als Ware um

die Welt geht. Eine Verdrängung der traumatischen Erlebnisse ist darum kaum möglich. Weil es durch die Existenz der Bilder für den Täter weitaus gefährlicher ist, entdeckt zu werden, muss er ein pornografisch ausgebeutetes Kind stark sanktionieren. Kinder aus solchen Gewaltbeziehungen sind für ihr weiteres Leben schwer gezeichnet.

Neben dem Missbrauch in der Familie und deren Umfeld gibt es einen Bereich, der zunehmend durch Medienberichte bekannt wurde: Es geht um Pädophile, die ich hier besser als pädosexuelle Täter beschreiben möchte. Als pädophil bezeichnet man erwachsene Menschen, die eine auf Kinder fixierte Sexualität phantasieren oder ausüben. Ich möchte hier lediglich auf einen Aspekt eingehen, der mir in meiner Beratungstätigkeit immer wieder aufgefallen ist: Kolleg/innen, die aufgrund eines gemeinsamen Arbeitsfeldes in ihrer Institution Kontakt zu einem pädosexuellen Täter hatten, waren oft tief enttäuscht und auch beschämt, wenn sexuelle Übergriffe bekannt wurden. Sie haben es häufig als eigenes Versagen empfunden, wenn sie Vorgehensweisen falsch interpretiert oder zu spät erkannt haben. Die besondere Nähe des Täters zu den Kindern wurde nicht kritisch hinterfragt, sondern eher bewundert. Manipulationen wurden als solche nicht erkannt. Bei einem aufkeimenden Verdacht und bei Nachfragen bekamen sie wenig Unterstützung im Kollegenkreis, fast nie von der Leitung. Die Angst vor den Folgen einer falschen Anschuldigung oder der Diskreditierung ihrer eigenen Einrichtung waren oft stärker als die Sorge um das Kind. Das ist aber gerade der Schutz, den ein solcher Täter in der Institution sucht:

- Er täuscht seine Kolleg/innen durch engagierten Einsatz.
- Er übernimmt Dienste, die anderen eher lästig sind.
- Er versucht Situationen zu etablieren, in denen er mit Kindern allein ist.
- Er fotografiert gern und lädt Kinder privat ein.
- Oft hat er ein besonderes Belohnungssystem eingeführt.



In der Regel ist nicht nur ein Kind betroffen, sondern mehrere gleichzeitig oder nacheinander. Dabei fällt die Wahl besonders auf psychisch und emotional vernachlässigte Kinder, weil diese am ehesten zu manipulieren sind. Kolleginnen und Kollegen, die in einer pädagogischen Einrichtung arbeiten, tun sich mit diesem Typ Täter am schwersten. Sexueller Missbrauch wird in der Familie vermutet, vielleicht im Bekanntenkreis, aber nicht in der eigenen Arbeitsstelle. Wie schwierig die Aufdeckung ist, sieht man daran, dass sich Bereiche, die ein besonders hohes Ansehen genießen, wie etwa Kirche und Therapie, besonders schwer tun, wenn es in ihren Reihen einen Verdacht gibt.

Da der Täter in und außerhalb der Familie so gut wie nie sein Fehlverhalten offen zugibt und für sich Hilfe sucht, ist das kindliche Opfer darauf angewiesen, dass andere sein Leid und seine Signale erkennen. Das ist nicht leicht, weil Kinder aus Angst und Scham oft nicht reden können oder wollen. Nicht selten ist das Verhältnis des Opfers zum Täter ambivalent: Es werden sexuelle Dinge verlangt, die dem Kind unangenehm, ja eklig sind oder ihm Schmerzen bereiten. Auf der anderen Seite wird das Kind hofiert, erhält vielleicht Geschenke, die es sonst nicht bekäme. Es bekommt Anerkennung, wird aber gleichzeitig isoliert und irritiert, oft sogar bedroht. Es empfindet Mitschuld und kann sich aus dieser Falle nicht selbstbewusst befreien.

Sexuell missbrauchte Kinder zeigen Symptome und senden Signale. Diese zu entschlüsseln erfordert Fachkenntnis und Sensibilität. Erst allmählich setzt sich in den verschiedenen Ausbildungen durch, dass dieses Problem einen Stellenwert haben muss. Unwissenheit von Professionellen kann Leiden verlängern wo Hilfe möglich ist. Es wäre schon viel gewonnen, wenn bei

einem - im weitesten Sinne - auffälligen Kind auch an sexuellen Missbrauch als eine der möglichen Ursachen gedacht wird, ohne dass man von dieser Idee gleich besessen ist. Da sexueller Missbrauch im Allgemeinen nicht mit offener physischer Gewalt verbunden ist, gibt es in der Regel keine Verletzungen, die als sicherer Beweis dienen können. Sollte ein Kind jedoch

- Verletzungen im Genital- oder Analbereich haben,
- Blutergüsse in den Innenseiten der Oberschenkel, im Bauch- oder Pobereich,
- Würgemale und Bisswunden, Knutschflecke,
- Entzündungen im Mund- oder Genitalbereich,
- Blutungen und Ausfluss,
- immer wiederkehrende Blasenerkrankungen und Verstopfung,

so muss auch an sexuellen Missbrauch gedacht werden. Selbstverständlich müssen dann Fachleute zwecks Diagnostik eingeschaltet werden. Noch schwieriger wird es, wenn wir uns den Bereich von Verhaltensauffälligkeiten und psychosomatischen Erkrankungen anschauen:

- Bettnässen,
- Schreckhaftigkeit,
- Tagträume,
- Sprechhemmungen,
- Alpträume,
- Kopf- und Bauchschmerzen,
- Ängste vor dunklen Räumen und vor Berührungen,
- Depressionen,
- häufige fiebrige Schübe,
- Flucht in Krankheit,
- Essproblematik,
- Selbstverletzungen,
- schwere Konzentrationsstörungen,

all dies kann auch ganz andere Gründe haben; dennoch sollte man wachsam sein und sich nicht mit einfachen Erklärungen zufrieden geben. Auch Kinderzeichnungen können Hinweise geben – müssen aber nicht unbedingt so interpretiert werden. Das nicht kindgemäße Wissen über sexuelle Praktiken, das Ausagieren von sexuellem Verhalten kann ebenfalls ein Hinweis sein - auch hier ist sorgfältiges Prüfen angezeigt, z.B.: In welcher Situation lebt das Kind? Hat es sich abrupt verändert? Gibt es immer wieder sprachliche oder bildhafte Hinweise? In der Phase des Verdachts ist es unbedingt notwendig, sich mit Kolleg/innen auszutauschen:

- Wie erleben andere das Kind?
- Gibt es Übereinstimmungen in der Wahrnehmung?
- Gibt es ein unterstützendes System, wo die Verantwortung auf mehrere Schultern verteilt werden kann?
- Ist die Leitung hilfreich?
- Welche Beratungsstelle ist in meiner Nähe?
- Welche Erfahrungen gibt es mit dem Jugendamt?

Und bei Verdichtung des Verdachts:

- Was löst dieses Problem bei mir aus?
- Bin ich stark genug, das Kind zu begleiten?

Wird der Missbrauch in der Familie vermutet, ist es unangebracht, die Eltern darauf anzusprechen, da dies das Opfer gefährden könnte. Die Devise heißt: Nichts überstürzen, am Ball bleiben und sich Hilfe holen. Wird der Missbrauch außerhalb des häuslichen Umfeldes vermutet, sind die Eltern eher bereit, das Kind zu schützen und gegebenenfalls auch Anzeige zu erstatten. Hier ist immer darauf zu achten, ob nur das einzelne Kind betroffen ist oder ob auch noch andere Kinder in das Missbrauchsgeschehen involviert sind. Dies wäre dem Jugendamt oder der Polizei zu melden.

Generell lässt sich sagen, dass sexueller Missbrauch immer ein traumatisches Erlebnis ist. Psychotherapeutische Beratungen oder eine längere Behandlung können einen Heilungsprozess frühzeitig positiv beeinflussen. Schweigen und Verdrängen fördern dagegen Störungen, die weit in das Erwachsenenleben hineinwirken können. Das können - unter anderem - sein:

- psychosomatische Erkrankungen,
- Depressionen,
- Angstzustände,
- negatives Körperbild,
- ständiges Kontrollbedürfnis,
- Störungen im Sexualbereich,
- Selbstmordgedanken,
- Drogenmissbrauch und
- Prostitution

Wenig erforscht sind die geschlechtsspezifischen Folgen von sexuellem Missbrauch. Ein deutlicher Unterschied zeigt sich jedoch darin, dass eine gewisse Anzahl von erwachsenen Sexualstraftätern als Jungen sexuell missbraucht wurden. Schon deshalb ist es notwendig, rechtzeitig ein psychotherapeutisches Programm einzuleiten.

Wie bereits eingangs erwähnt, ist die Altersgruppe der 6-11jährigen am häufigsten betroffen. Hier muss angesetzt und mit Eltern und Kindern präventiv gearbeitet werden. Informierte Kinder können sich zwar nicht absolut gegen Übergriffe schützen, sie können das Geschehen aber schneller und besser einordnen und sich eventuell Hilfe holen. Wer eine Sprache hat, Dinge zu benennen, wer weiß, dass bei sexuellen Übergriffen immer der Erwachsene die Verantwortung trägt, ist besser geschützt als ein Kind, das völlig unwissend ist. Präventionsprogramme für Kinder in pädagogischen Einrichtungen sind darum besonders wichtig. Es ist viel einfacher, mit Kindern über Anmache und Übergriffe zu reden als wir denken. Selbstbewusste Kinder können anderen dabei eine Hilfe sein, die Orientierung wieder zu finden und Lösungsstrategien zu entwickeln. Wir Erwachsenen müssen dazu allerdings den Anstoß geben.

Ansprechpersonen für Hilfesuchende bei sexuellem Missbrauch Minderjähriger durch Geistliche im Erzbistum Berlin:

- ▶ Sigrid Rogge (Caritas Erziehungs- und Familienberatungsstelle Potsdam) T: 0331/71 02 98
- ▶ Dompropst Dr. Stefan Dybowski (Erzbischöfliches Amt für Seelsorge, Dezernat II Seelsorge) T: 030/326 84-521

Sofern sich nach der Beratung durch eine Fachstelle ein Gefährdungsrisiko abzeichnet und weitere Maßnahmen eingeleitet werden, informieren Sie bitte:

- ▶ als Mitglieds- oder Dekanatsverband den BDKJ-Diözesanvorstand, T: 030/756 903-34 oder -35
- ▶ als nicht verbandlich organisierte Gruppe Dompropst Dr. Stefan Dybowski

MERKBLATT

Wenn dir etwas komisch vorkommt... Was tun bei (Verdacht auf) Kindesmisshandlung, sexueller Gewalt oder Vernachlässigung?

Kinder und Jugendliche brauchen die Wertschätzung und bedingungslose Anerkennung als wertvoller Mensch, sie brauchen eine Familie, eine Gemeinschaft, die ihnen Sicherheit und Schutz bietet, sie brauchen die Erfüllung körperlicher Grundbedürfnisse, Anregungen zu Spiel und Leistung, sie müssen sich selbst verwirklichen und Einfluss nehmen können.

In der katholischen Kinder- und Jugendarbeit wollen die Jugendverbände, Dekanate und Gemeinden Lebensräume bieten, in denen diese Grundbedürfnisse selbstverständlich ihren Platz haben. Ehrenamtliche und berufliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter übernehmen in vielfacher Weise Verantwortung für das Wohl der ihnen anvertrauten Kinder und Jugendlichen.

Neben dem eigenen „komischen Gefühl“ gibt es einige Anhaltspunkte, die auf eine mögliche Gefährdung schließen lassen *können*. Sie sind eine Beobachtungshilfe, nicht aber eine allgemeingültige Checkliste.

1. Anhaltspunkte auf eine mögliche Kindeswohlgefährdung*

Äußere Erscheinung des Kindes

- ▶ Massive oder wiederholte Zeichen von Verletzungen ohne erklärbar unverfängliche Ursache bzw. häufige Krankenhausaufenthalte aufgrund angeblicher Unfälle
- ▶ Starke Unterernährung
- ▶ Fehlen jeder Körperhygiene (z.B. Schmutz, Kotreste auf Haut, faulende Zähne)
- ▶ Mehrfach völlig witterungsunangemessene oder völlig verschmutzte Kleidung

Verhalten des Kindes

- ▶ Wiederholte oder schwere gewalttätige und/oder sexuelle Übergriffe gegen andere Personen
- ▶ Kind wirkt berauscht und/oder benommen, unkoordiniert im Steuern seiner Handlungen (z.B. Einfluss von Drogen, Alkohol, Medikamenten)
- ▶ Wiederholtes apathisches oder stark verängstigtes Verhalten des Kindes
- ▶ Äußerungen des Kindes, die auf Misshandlung, sexuellen Missbrauch oder Vernachlässigung hinweisen
- ▶ Kind will partout nicht nach Hause
- ▶ Kind hält sich wiederholt zu altersunangemessenen Zeiten ohne Erziehungsperson in der Öffentlichkeit auf (z.B. nachts alleine auf dem Spielplatz)
- ▶ Kind hält sich an jugendgefährdenden Orten auf (z.B. Stricherszene, Prostituiertenszene, Spielhalle, Nachtclub)
- ▶ Offensichtlich schulpflichtige Kinder bleiben ständig oder häufig der Schule fern
- ▶ Kind begeht häufig Straftaten

Verhalten der Erziehungspersonen

- ▶ Wiederholte oder schwere Gewalt zwischen den Erziehungspersonen
- ▶ Stark verwirrtes Erscheinungsbild (z.B. reagiert nicht auf Ansprache, Selbstgespräche)

* Nach: ISA – Institut für soziale Arbeit e.V.: Der Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung – Arbeitshilfe zur Kooperation zwischen Jugendamt und Trägern der freien Kinder- und Jugendhilfe, Münster 2006, S. 78f, 91.

- ▶ Häufige berauschte oder steuerungsunfähige Erscheinung
- ▶ Nicht ausreichende oder völlig unzuverlässige Bereitstellung von Nahrung
- ▶ Massive oder häufige körperliche Gewalt gegenüber dem Kind (z.B. Schütteln, Schlagen, Einsperren)
- ▶ Häufiges massives Beschimpfen, Ängstigen oder Erniedrigen des Kindes
- ▶ Gewährung des unbeschränkten Zugangs zu Gewalt verherrlichenden oder pornografischen Medien
- ▶ Verweigerung der Krankheitsbehandlung oder der Förderung eines behinderten Kindes
- ▶ Instrumentalisierung des Kindes bei Beziehungs-, Trennungs- oder Scheidungsproblemen
- ▶ Vereitelung von dem Kind zustehenden Kontakten zu umgangsberechtigten Bezugspersonen
- ▶ Isolierung des Kindes (z.B. Kontaktverbot zu Gleichaltrigen)

Familiäre Situation

- ▶ Obdachlosigkeit
- ▶ Kleines Kind wird häufig oder über langen Zeitraum unbeaufsichtigt oder in Betreuung offenkundig ungeeigneter Personen gelassen
- ▶ Kind wird zur Begehung von Straftaten oder Bettelerei eingesetzt
- ▶ Kind fühlt sich stark verantwortlich für die Eltern

Wohnsituation

- | |
|---|
| <ul style="list-style-type: none"> ▶ Wohnung ist stark vermüllt, völlig verdreckt oder weist Spuren äußerer Gewaltanwendung auf (z.B. stark beschädigte Türen) |
|---|
- ▶ Nichtbeseitigung erheblicher Gefahren im Haushalt (z.B. defekte Stromkabel oder Steckdosen, Herumliegen von „Spritzbesteck“)
 - ▶ Fehlen von geeignetem Schlafplatz oder jeglichem Spielzeug des Kindes

2. Was meint sexuelle Gewalt?

- ▶ Sexuelle Gewalt geschieht gegen den Willen der Kinder und Jugendlichen und passiert nie aus Versehen.
- ▶ Sexuelle Gewalt geschieht in einem Macht- oder Abhängigkeitsverhältnis zwischen Erwachsenen, Jugendlichen und Kindern. Dabei nutzen die Älteren oder Stärkeren ihre Macht gegenüber Jüngeren oder Schwächeren für die eigenen sexuellen Bedürfnisse.
- ▶ Zu sexueller Gewalt gehören neben körperlichen Übergriffen – von Berührungen über Küsse bis zur Vergewaltigung – auch Handlungen ohne Körperkontakt wie z.B. heimliches Beobachten beim Umkleiden oder Grenzverletzungen z. B. verbaler Art: „Auszieh’n! Auszieh’n!“.

3. Strategien von sexuellen Gewalttätern

Sexuelle Gewalt ist kein „zufälliges“ Geschehen, sondern zumeist Ergebnis eines strategischen Vorgehens: Täter(innen) suchen zielgerichtet den Kontakt zu potenziellen Opfern und wenden spezielle Vorgehensweisen an, um nicht entdeckt zu werden. Sie

- ▶ wählen oftmals einen Beruf bzw. Tätigkeit, in der sie regelmäßig mit Kindern oder Jugendlichen in Kontakt kommen,
- ▶ versuchen häufig, das Opfer und sein Umfeld zu manipulieren, um Widerstand zu umgehen,
- ▶ suchen gezielt nach emotional vernachlässigten und verletzlichen Kindern/ Jugendlichen,
- ▶ nehmen vorsichtig Kontakt auf, starten eine „Testphase“,
- ▶ versuchen, emotionale Abhängigkeit zu erzeugen,
- ▶ schaffen Gelegenheiten zu sexueller Gewalt,
- ▶ isolieren das Opfer,
- ▶ sorgen für Geheimhaltung des Übergriffs.

4. Was tun bei verbalen oder körperlichen sexuellen Grenzverletzungen zwischen Teilnehmer/innen?

- ▶ Dazwischen gehen und die Situation mit den Beteiligten klären.
- ▶ Wiedergutmachung / Entschuldigung herbeiführen.
- ▶ Gegen sexistisches, diskriminierendes und gewalttätiges verbales oder nonverbales Verhalten aktiv Stellung beziehen.
- ▶ Vorfall im Leitungsteam besprechen und abwägen, ob Aufarbeitung in der ganzen Gruppe oder einer Teilgruppe sinnvoll ist, und ob Konsequenzen für die UrheberInnen zu ziehen sind.
- ▶ Bei erheblichen Grenzverletzungen sollten auch die Eltern der Betroffenen informiert werden. Zur Vorbereitung auf so ein möglicherweise heikles Gespräch nehmen Sie am besten Kontakt zu einer Fachberatungsstelle auf.
- ▶ Umgangsregeln mit der ganzen Gruppe entwickeln.
- ▶ Präventionsmethoden künftig verstärkt einsetzen.

5. Wenn einem etwas komisch vorkommt... Was tun im Verdachts- oder Notfall?

Grundsätzlich:

- ▶ Ganz wichtig: Ruhe bewahren! Überstürzte Aktionen können die Situation noch verschlimmern. Unternehmen Sie nichts auf eigene Faust!
- ▶ Werden Sie als Person ins Vertrauen gezogen, können Sie selber in eine persönlich belastende Situation geraten.
- ▶ Erkennen und akzeptieren Sie ihre Grenzen und Möglichkeiten. Tun Sie nichts, was Sie sich nicht zutrauen. Nehmen Sie Kontakt auf mit Fachleuten, die Sie beraten und unterstützen können! Nur bei akuten Notfällen müssen Sie den tatsächlichen Namen des Kindes weitergeben.
- ▶ Sofern sich nach der Beratung durch eine Fachstelle ein Gefährdungsrisiko abzeichnet und weitere Maßnahmen eingeleitet werden, informieren Sie bitte den BDKJ-Diözesanvorstand (Mitglieds- und Dekanatsverbände) oder den Seelsorgeamtsleiter (nicht verbandlich organisierte Gruppen).

Ein Kind, eine Jugendliche oder ein Jugendlicher erzählt Ihnen von sexuellen Übergriffen.
Was sollten Sie tun?

Im Moment der Mitteilung:

- ▶ Wenn sich Ihnen ein Kind anvertraut, glauben Sie ihm. Versichern Sie ihm, dass es keine Schuld an dem Vorfall trägt. Ergreifen Sie zweifelsfrei Partei für das Kind. Verwenden Sie keine „Warum“ Fragen, diese lösen leicht Schuldgefühle aus.
- ▶ Signalisieren Sie, dass es über das Erlebte sprechen darf, aber drängen Sie nicht und fragen Sie es nicht aus. Respektieren Sie Widerstände, entwickeln Sie keinen Forschungsdrang. Verwenden Sie „Als ob Formulierungen“: „Du wirkst auf mich, als ob...“.
- ▶ Ermutigen Sie das Kind, sich Ihnen mitzuteilen. Versichern Sie, dass Sie das Gespräch vertraulich behandeln, aber erklären Sie auch, dass Sie sich Rat, Unterstützung und Hilfe holen werden.
- ▶ Wenn ein Kind Ihnen von einer kleineren Grenzüberschreitung erzählt, reagieren Sie nicht mit „ach, das macht doch nichts“ o. ä., sondern nehmen Sie das Kind ernst und hören Sie ihm zu. Kinder erzählen zunächst nur einen kleinen Teil dessen, was ihnen widerfahren ist.
- ▶ Versichern Sie, dass Sie nichts unternehmen werden, ohne es mit ihm und Ihrer Vertrauensperson abzusprechen.
- ▶ Respektieren Sie Grenzen. Üben Sie keinen Druck aus, auch keinen Lösungsdruck.
- ▶ Geben Sie keine Versprechen, die Sie nicht einhalten können (z.B. niemanden davon zu erzählen).

Im Anschluss an die Mitteilung:

- ▶ Halten Sie das Gespräch, Fakten und Situation schriftlich fest.
- ▶ Achten Sie darauf, dass keine Verdachtsmomente zum Täter/zur Täterin vordringen, denn er oder sie könnte das Kind daraufhin verstärkt unter Druck setzen.
- ▶ Stellen Sie sicher, dass sich das betroffene Kind durch Folgemaßnahmen nicht ausgegrenzt oder bestraft fühlt.
- ▶ Nehmen Sie Kontakt auf zu einer Fachberatungsstelle oder besprechen Sie sich vorher mit einer Vertrauensperson aus Ihrem Verband bzw. Ihrer Gemeinde, z.B. Bildungsreferentin, Pastoralreferent, Gemeindefereferentin, Diakon oder Kaplan. Sie sollten sich zunächst beraten lassen, ohne der Fachstelle den Namen des betroffenen Kindes zu nennen.
- ▶ Bieten Sie sich weiter als Vertrauensperson an und begleiten Sie das Kind in eine Fachberatungsstelle oder sorgen Sie für eine andere für das Kind vertrauensvolle Begleitung.

Ich habe den Verdacht, dass ein Kind, eine Jugendliche oder ein Jugendlicher sexuell missbraucht wird. Was sollten Sie tun?

- ▶ Wieder lautet die Devise: Ruhe bewahren, nichts überstürzen!
- ▶ Überlegen Sie, woher kommt Ihre Vermutung, beobachten Sie das Verhalten des Kindes und machen Sie sich Notizen mit Datum und Uhrzeit.
- ▶ Fragen Sie eine andere Person, der Sie vertrauen, ob sie Ihre Wahrnehmung teilt.
- ▶ Konfrontieren Sie auf keinen Fall den vermutlichen Täter oder die vermutliche Täterin, denn sie könnte das vermutete Opfer unter Druck setzen.
- ▶ Wenn sich Ihr Verdacht erhärtet, nehmen Sie Kontakt auf zu einer Fachberatungsstelle oder besprechen Sie sich vorher mit einer Vertrauensperson aus Ihrem Verband bzw. Ihrer Gemeinde, z.B. Bildungsreferentin, Pastoralreferent, Gemeindefereferentin, Diakon oder Kaplan. Sie sollten sich zunächst beraten lassen, ohne den Namen des betroffenen Kindes zu nennen.

Was tun bei Misshandlung oder Vernachlässigung eines Kindes?

- ▶ Wenn sich Ihnen ein Kind, ein Jugendlicher oder eine Jugendliche mitteilt, hören Sie zu und versuchen Sie Offenheit zu würdigen.
- ▶ Bieten Sie sich als Vertrauensperson an, bohren Sie aber nicht nach und respektieren Sie Grenzen.
- ▶ Bei Verdacht: Fragen Sie eine andere Person, der Sie vertrauen, ob sie Ihre Wahrnehmung teilt.
- ▶ Nehmen Sie Kontakt auf zu einer Fachberatungsstelle oder besprechen Sie sich vorher mit einer Vertrauensperson aus Ihrem Verband bzw. Ihrer Gemeinde, z.B. Bildungsreferentin, Pastoralreferent, Gemeindefereferentin, Diakon oder Kaplan. Sie sollten sich zunächst beraten lassen, ohne den Namen des betroffenen Kindes zu nennen.
- ▶ Sollte sich das Kind, der oder die Jugendliche in einer aktuellen bedrohlichen Situation befinden, sofort den Kindernotdienst bzw. das Jugendamt anrufen!

6. Prävention

Woran Sie denken sollten:

- ▶ Absprachen im Team schon vor der Veranstaltung oder Reise zu Regeln und Verhalten bei Grenzverletzungen.
- ▶ Überlegungen dazu, wie Situationen vermieden werden können, selber in Verdacht zu geraten.
- ▶ Kinder und Jugendliche stark machen und eine Atmosphäre schaffen, in der auch das Reden über Gefühle und Sexualität Platz hat.

7. Fachberatungsstellen in Berlin, Brandenburg und Vorpommern

Einrichtung	Ort und Telefon	Sprechzeiten	Email/Internet	Adresse
Kind im Zentrum	Berlin Mitte 030/282 80 77	Mo – Mi 9.30-13 Uhr, Di & Mi 15-18 Uhr, Fr 9.30-14 Uhr	kiz@ejf.de www.kind-im-zentrum.de	Neue Schönhauser Str. 16 10178 Berlin
Kind im Zentrum	Berlin Wilmersdorf 030/324 70 90	Mo 15-18 Uhr, Do 9.30-13 Uhr und 15-18 Uhr	kiz@ejf.de www.kind-im-zentrum.de	Pfalzburger Str. 82 10719 Berlin
Kinderschutz-zentrum	Berlin 0800 – 111 0 444	Kostenlos im Berliner Netz täglich 9-20 Uhr	www.kinderschutz-zentrum-berlin.de post@ kinderschutz-zentrum-berlin.de	
Kinderschutz-zentrum	Berlin Neukölln 030/68 391 10	Mo – Fr 9-16 Uhr	www.kinderschutz-zentrum-berlin.de post@ kinderschutz-zentrum-berlin.de	Juliusstr. 41 12051 Berlin
Kinderschutz-zentrum	Berlin Hohen-schönhausen 030/971 17 17	Mo, Do, Fr, 9-12 Uhr, Mo-Do 14-16 Uhr	www.kinderschutz-zentrum-berlin.de post@ kinderschutz-zentrum-berlin.de	Freienwalder Str. 20 13055 Berlin
Caritas Erziehungs- und Familienberatung	Berlin Mitte 030/666 33 470	Mo - Do 9-17 Uhr, AB wird bis 21 Uhr abgehört, Fr 9 - 14 Uhr	familienberatung.mitte@caritas-berlin.de www.dicvberlin.caritas.de/19633.html	Große Hamburger Str. 18 10115 Berlin
Berliner Hotline Kinderschutz	Berlin 030. 61 00 66	Rund um die Uhr		
Caritas Ehe-, Familien- und Lebensberatung	Anklam 03971/20 35 0	Mo - Fr 8-12 Uhr und 13-15 Uhr, Di & Do 13-17 Uhr	kreisstelle.ostvorpommern@caritas-vorpommern.de www.caritas-vorpommern.de/beratung-efl.html	Friedländer Str. 43 17389 Anklam
Caritas Beratungsstelle gegen sexualisier- te Gewalt	Greifswald 03834/798 31 99	Mo - Fr 8-12 Uhr und 14-16 Uhr	anonym@caritas-vorpommern.de www.caritas-vorpommern.de/hilfe-kinder.html	Bahnhofstr. 16 17489 Greifswald
MISS. Beratungsstelle für betroffene sexualisierter Gewalt (pro familia)	Bergen/Rügen 03838/25 45 45	Mo - Do 8.30-12 Uhr, Mo & Do 14-18 Uhr, Di & Mi 14-16 Uhr, Fr 8.30-13 Uhr	kontakt@miss-beratungsstelle.de www.miss-beratungsstelle.de	Calandstr. 7/8 18528 Bergen/Rügen
Caritas Kinder- und Jugendnot-dienst	Frankfurt/Oder 0800 – 435 70 63	Mo – Fr 8-16 Uhr	Caritas.frankfurt.O@t-online.de www.caritas-frankfurt-oder.de	Leipziger Str. 39 15236 Frankfurt/Oder
Hilfe für sexuell missbrauchte und misshandel- te Kinder (STIBB)	Kleinmachnow 033203/226 74	Mo – Fr 9-18 Uhr	info.stibb@t-online.de www.kinderschutzstelle-stibb.de	Zehlendorferdamm 43 14532 Kleinmachnow
Kontakt- und Beratungsstelle TARA	Brandenburg/Havel 03381/71 08 51	tel. Beratungszeiten: Mi 10-12 Uhr, Do 15-17 Uhr, Erreichbarkeit außerdem zu üblichen Bürozeiten	ejf-tara@gmx.de www.ejf.de/arbeitsbereiche/beratungsstellen/brandenburg/tara/	Max-Herrn-Str. 2 14772 Brandenburg/Havel

RINGVORLESUNG

ALTER. BLICKE AUF DAS BEVORSTEHENDE

2. TEIL IM WINTERSEMESTER 2007/2008

Montag, 18.30-20.00 Uhr, Raum K 24/II

Habelschwerdter Allee 45
14195 Berlin

29. Oktober

GESCHLECHT UND ALTERN

Prof. Dr. Gertrud M. Backes, Zentrum Altern und Gesellschaft, Hochschule Vechta

12. November

LERNEN ALS EXPERIMENT

Prof. Dr. Josef Keuffer, Fakultät für Pädagogik, Universität Bielefeld

26. November

VOM ALTER DER HEILIGEN IN DEN KÜNSTEN UND VON DER KUNST ZU STERBEN IN MITTELALTER UND FRÜHER NEUZEIT

Prof. Dr. Hiltrud Westermann-Angerhausen, Museum Schnütgen, Köln

3. Dezember

KONZEPTE DES ALTERNS IN DER KUNST

Dr. Caroline Zöhl, Kunsthistorisches Institut, FU Berlin

17. Dezember

WARUM ALTERN EIN THEOLOGISCHES THEMA IST

Prof. Dr. Rainer Kampling, Seminar für Katholische Theologie, FU Berlin

28. Januar

„VON PARKBÄNKEN, KRANKENHAUSBETTEN UND FRIEDHOFSWEGEN. VISUELLE INSZENIERUNGEN ÄLTERER MENSCHEN IM DEUTSCHEN FOTOJOURNALISMUS DER POSTMODERNE“

Dr. Christiane Streubel, Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie,
Universität Bielefeld

11. Februar

VON DER SCHWERE DES STERBENS

Prof. Dr. Michael Bongardt, Institut für Vergleichende Ethik,
Freie Universität Berlin

Freie Universität Berlin, Seminar für Katholische Theologie

Glauben  Gesellschaft
bekennen gestalten



17./18. November 2007



Wahlen zum Kirchenvorstand
und Pfarrgemeinderat

Zum 100. Geburtstag von Pater Alfred Delp SJ

Samstag, 15.09.2007, 15.00 Uhr

Statio in der Gedenkstätte Plötzensee, Hüttigpfad, 13627 Berlin.
Anschließend gehen wir im Schweigen zur Gedenkkirche Maria Regina Martyrum.
Abschluss in der Krypta

Sonntag, 16.09.2007, 10.00 Uhr

Festgottesdienst im Gedenken an P. Alfred Delp SJ

Hauptzelebrant: P. Klaus Mertes SJ

Predigt: P. Edmund Runggaldier SJ

Musikalische Gestaltung: Eckhard von Garnier

Ort: Gedenkkirche Maria Regina Martyrum

Sonntag, 30.09.2007, 17.00 Uhr

Professor Dr. Günter Brakelmann, Bochum spricht über das Thema:

**„Ökumene im politischen Widerstand im Gefängnis:
Alfred Delp und Helmuth James von Moltke“**

Musikalische Gestaltung:

Eckerhard von Garnier

Ort: Gedenkkirche Maria Regina Martyrum

Veranstalter:

Karmel Regina Martyrum, Heckerdamm 232, 13627 Berlin